2 M

Berlin 1898.

Altkonservativ

Versuch
einer Zusammenstellung und Begründung
altkonservativer Forderungen.

Von * * *

Zweiter Theil.
(Jeder Theil hat einen abgeschlossenen Inhalt.)

Verlag
von
Imberg & Lefson, Berlin SW.

Inhalt:

Der Bauer und die Grossstädte.

Welchen Vortheil oder Nachtheil hat der Bauer davon, daß es größere Städte, große Städte und Weltstädte giebt? Was profitirt oder verliert er überhaupt dabei, daß die Menschen ein sogenanntes Kulturleben führen?

Erhält der Bauer den Ertrag seiner Arbeit? Liegt in den Erzeugnissen, die er für seine Bodenproducte eintauscht, genau so viel Arbeit, wie in diesen Bodenproducten?

So lange die Bürger eines Staates nur aus Bauern und Handwerkern bestehen und so lange die Handwerker des Staates mit den Bauern zusammen in den Dörfern wohnen, erhält der Bauer so ziemlich den genauen Ertrag seiner Arbeit; er kann nicht gut hintergangen werden, und freiwillig wird er einem Tischler für eine Wiege, an welcher der Handwerksmeister zwei Tage gearbeitet hat, nicht Feldfrüchte geben, deren Gewinnung vier Tage Arbeit gekostet hat. Bei einem derartigen Zusammenwohnen von Landmann und Handwerker arbeitet jede Partei im Dorf zuerst für sich, be-

friedigt jede Partei zuerst ihre eigenen, einfachen Bedürfnisse: die Bauern produciren Nahrung für sich und ihre Angehörigen, die Handwerker fabriciren Möbel, Kleidung, Geräthe 2c. für sich und ihre Mithandwerker. Sind die Eigenbedürfnisse befriedigt, dann arbeitet jede Partei nur noch für die andere Partei: die Bauern verwenden ihre ganze Kraft darauf, um Nahrung für die Dorfhandwerker zu produciren, die Dorfhandwerker arbeiten nur noch, um Möbel, Kleidung, Geräthe 2c. für die Bauern zu fabriciren. Die freie Zeit, die man sich gönnt, ist dann bei beiden Theilen gleich. Ein Betrug kann, wie gesagt, nicht vorkommen, da man ja sofort sieht, ob man geprellt worden ist. Wenn ein Handwerker nichts thut und doch lebt, also ißt, dann weiß der Bauer doch sofort, daß er dem Handwerker für seine Arbeit zu viel Nahrung gegeben hat.

Die Sache ändert sich sofort, sobald Städte gegründet werden; es entsteht sofort Mehrarbeit, die der Bauer zu leisten hat. Er kann mit seinem Acker nicht zur Stadt ziehen, er muß am Dorf bleiben, ist also gezwungen, dem Städter die Nahrung zur Stadt zu fahren; das kostet Arbeit. Der Städter hat nun allerdings auch mehr Arbeiten zu verrichten, er muß seine Fabrikate den Bauern nun nach dem Dorf transportiren, außerdem hat er an der Verschönerung seiner Stadt zu arbeiten: er muß die Straßen pflastern und sich hübsche Häuser bauen. Aber davon hat der Bauer nichts! Der

Bauer muß genau so viel Nahrung liefern, wie früher — die Städter wollen doch nun nicht weniger essen — die Städter hingegen liefern weniger für die Nahrung als früher, weil sie ja einen Theil ihrer Zeit brauchen, um schöne Häuser zu bauen, die Straßen zu pflastern, und dann, um die Fabrikate für die Bauern nach den Dörfern zu transportiren. Der Bauer muß mehr arbeiten als früher, weil der Transport zur Stadt dazu kommt, bekommt aber für seine Arbeiten weniger als früher, weil die Städter einen Theil ihrer Arbeitskräfte für ihre neuen Einrichtungen brauchen.

Ueber die Mehrarbeit, die das Bestehen so kleiner Städte dem Landmann verursacht, wollen wir aber nicht reden. Kleinere Städte, auch einige größere Kleinstädte muß man haben; die Verwaltung eines großen Staates kann nicht von Dörfern aus geleitet werden; außerdem braucht man kleinere Centralstellen für die Leitung und Pflege der Industrien, des Handels, der Künste und Wissenschaften. Die kleinen Mühen, die das Bestehen solcher Kleinstädte dem Landmann verursacht, muß er tragen und trägt er auch gern.

Anders liegt es, wenn sehr große Städte und Weltstädte gegründet werden, und wenn in Verbindung damit Einrichtungen in's Leben treten, wie man sie in den modernen Kulturstaaten sieht. Es entsteht hier für den Landmann so viel Mehrarbeit, daß er unter der Bürde der Arbeit eines Tages zusammenbrechen muß.

Zuerst die Eisenbahnen! Richtig ist es, wie wir gezeigt haben, daß der Handwerker im Dorf wohnt, und, nachdem er seine eigenen Bedürfnisse an Handwerksgegenständen befriedigt hat, nur noch für die Bauern arbeitet. Jetzt wohnt der Handwerker resp. Fabrikant in der Großstadt, und um ihn hier mit Nahrung versorgen zu können, mußte man Eisenbahnen bauen. Wir schätzen die Kosten für den Bau aller deutschen Eisenbahnen und des rollenden Materials dazu auf rund 10 Milliarden Mark; die Ausgaben für Kohlen und für das Bahnpersonal in den letzten fünfzig Jahren werden mindestens auch 10 Milliarden betragen, macht zusammen 20 Milliarden Mark an Ausgaben für die Eisenbahnen! Rechnet man pro Tag und Mann einen Arbeitslohn von drei Mark, dann haben an dieser „Kultur" 450 000 Menschen fünfzig Jahre lang gearbeitet. Diese 450 000 Menschen haben früher in den Dörfern gewohnt und haben hier nur für die Bauern gearbeitet. Hier Nahrung — hier Handwerksarbeit! Jetzt muß der Bauer diese 450 000 Menschen täglich genau wie früher ernähren, bekommt aber nicht das Geringste dafür; will er Tische, Stühle, Bettstellen, Spaten, Pflüge, Sensen 2c. haben, dann muß er hierfür noch besonders arbeiten.

Die Kriegs- und Handelsmarine! So ein moderner Dampfkoloß kostet seine 20 Millionen Mark. Und an Unterhaltungskosten kommt jährlich auch ein anständiges Sümmchen zusammen. Das

deutsche Kriegsschiff, Panzer zweiter Klasse „Kaiser" hat im Jahre 1895/96 in elf Monaten 679 490 Mark gekostet! Vielleicht sind beim Bau und bei der Leitung der deutschen Handels- und Kriegsschiffe auch jährlich eine halbe Million Menschen nöthig, die natürlich auch alle essen wollen. Selbstredend muß sie der Bauer ernähren — aber daß die auf dem Meere herumschwimmenden Seeleute dafür Sensen, Spaten und Sonntagsröcke an die Bauern liefern, wird doch Niemand behaupten wollen!

Die Großstädte! Zuerst die Prachtbauten. Das Reichstagsgebäude kostet so an zwanzig Millionen Mark; die Künstler, Handwerker und Arbeiter haben einen schönen Groschen Geld verdient — aber der Bauer hat die Nahrung liefern müssen. Der neue Dom! Preis 9 Millionen Mark, das Gerüst allein kostet 100 000 Mark. Der Bauer muß allen am Dombau beschäftigten Menschen täglich Nahrung liefern, bekommt aber nicht einen einzigen Hemdenknopf dafür geliefert. Die Stadtbahn! Tausende waren beim Bau derselben beschäftigt, Tausende sind täglich beschäftigt, um den Riesenbetrieb zu leiten — der Bauer muß für alle diese Menschen die Nahrung liefern, bekommt aber von ihnen nichts für seinen Haushalt. Die Pferdebahnen, die electrischen Bahnen, die Hochbahnen, die Schwebebahnen, die Untergrundbahnen! Der Bauer muß Alle ernähren, welche beim Bau und bei der Leitung dieser Verkehrsmittel thätig sind — von einer Gegenleistung ist keine Rede. Die tausend großen

und kleinen Geschäftsfuhrwerke, ferner die Droschken 2c.! Der Bauer muß für alle beim Bau und bei der Leitung Beschäftigten Nahrung schaffen — Gegenleistungen giebt es nicht. Das Asphaltpflaster, das Kopfsteinpflaster, das Holzpflaster, die Telegraphen- und Telephon-Einrichtungen, die Wasserleitungen, die Kanalisation! Alle Menschen, die hier beschäftigt sind und waren, muß und mußte der Bauer ernähren.

Der Bauer liefert täglich Nahrung zur Stadt. Er liefert einen Scheffel Kartoffeln; dafür erhält er nicht etwa einen neuen Spaten, nein — dafür fährt ein Omnibuskutscher fortwährend vom Rosenthaler Thor nach der Potsdamer Brücke und von der Potsdamer Brücke nach dem Rosenthaler Thor. Er liefert eine Mandel Kohlrabi — dafür ruft auf Bahnhof Alexanderplatz ein Bahnbeamter fortwährend: „Abfahren!“ Er liefert ein Schock Eier — dafür läßt sich ein Berliner mit einem anderen Berliner telephonisch verbinden. Er schickt eine fette Gans — dafür werden die Berliner Straßenschilder verschönert. Der Bauer mag liefern, was er will, der Berliner verzehrt es sofort und arbeitet dann auch mächtig dafür, aber er arbeitet nur für sich, der Bauer sieht nichts von der Arbeit. Wer am Dombau beschäftigt ist, kann doch nicht gleichzeitig Sensen für die Bauern fertigen, wer einen Pferdebahnwagen leitet, kann doch nicht für die Bauern Hacken fabriciren, wer an der Hochbahn arbeitet, kann doch nicht gleichzeitig Unterröcke für die

Bauernmädchen fertigen, und wer sein Schaufenster dekorirt, kann doch unmöglich zugleich Tische und Stühle für den Landmann herstellen.

Während früher alle Nicht-Bauern nach Befriedigung ihrer eigenen, geringen Bedürfnisse nur noch für die Bauern arbeiteten, arbeiten sie jetzt nach Befriedigung ihrer Eigen-Bedürfnisse so gut wie garnicht mehr für die Bauern. Die Menschen haben so viele „Kulturarbeiten" zu leisten, daß sie keine Zeit mehr haben, für den Landmann thätig zu sein. Der Bauer muß von früh bis spät schuften, um Nahrung für die Großstädter zu produciren, die Großstädter hingegen verwenden höchstens ein Viertel ihrer Arbeitszeit auf die Fabrikation von Bauern-Bedarfsartikeln. Der Landmann quält sich nur für den Großstädter, der Großstädter verrichtet den ganzen Tag „Kulturleistungen", und nur ganz nebenbei fabricirt er noch Einiges für den Nahrungslieferanten.

Auch die Militärlasten drücken den Landmann am meisten. Er muß das meiste Menschen-Material stellen, ihm werden die Söhne und Knechte fortgenommen, und er muß auch wieder die Nahrung für die Armee liefern, und er muß auch Alle, die den Armeebedarf (Waffen, Munition, Kleidung) liefern, inzwischen erhalten, mit Nahrung versorgen.

Da die Großstädter täglich „höhere Kultur" annehmen, da sie immer mehr Arbeitskräfte brauchen und da die Landarbeiter nicht Lust haben, für wenig Geld vom Morgengrauen bis in die Nacht hinein

auf dem Lande zu schuften, so ziehen sich immer mehr Menschen nach den großen Städten. Der Bauer verliert also auf der einen Seite immer mehr Arbeitskräfte, muß aber auf der anderen Seite immer mehr Großstädter ernähren. —

Der Großstädter ist natürlich auch von früh bis spät beschäftigt; in Berlin wird mächtig gearbeitet. Aber es werden Arbeiten verrichtet, von denen Niemand etwas hat.

Die Preise der Maschinenfabrikate.

Die in den großen Fabriken mit Hülfe aller möglichen Maschinen im Großen hergestellten Artikel sind im Allgemeinen bedeutend billiger, als die handgearbeiteten Sachen der Kleinmeister. Daraus folgert man, daß mit Hülfe von Maschinen Waaren aller Art schneller hergestellt werden können, als mit den Händen. Wir wollen einmal untersuchen, ob das stimmt, ob man aus den Preisen der Maschinenfabrikate ersehen kann, wieviel Arbeit in ihnen steckt.

Was kostet ein halbwegs guter Maschinenstiefel? Neun Mark, soviel wir wissen. Was kostet derselbe Stiefel bei einem kleinen Schuhmachermeister? Fünfzehn Mark wohl im Allgemeinen. Macht eine Differenz von sechs Mark, um sechs Mark ist der Maschinenstiefel billiger. Ist das den Maschinen zu danken? Ganz und garnicht! Der Kleinmeister

verdient einfach mehr. Der Kleinmeister giebt vielleicht für sämmtliche Zuthaten sieben Mark aus, der Rest ist Verdienst, acht Mark will und muß ein Kleinmeister an einem Paar neuer Stiefel verdienen. Wenn er das nicht verdienen kann, dann macht er lieber Flickarbeit; dazu gehören weniger Kenntnisse, dazu braucht er keine großen Auslagen zu machen, dazu braucht er keine Angst zu haben, daß der Stiefel nachher nicht paßt oder der Kunde nachher nicht bezahlt. Und wenn der Kleinmeister so ochsen will, wie in Fabriken geochst wird, dann schafft er ein Paar neuer Stiefel auch in einem Tage oder in noch kürzerer Zeit. Was verdient nun ein Arbeiter in einer Schuhfabrik? Wenn man in Betracht zieht, daß solche Fabriken sich meistens in kleinen Provinzorten befinden, wo billige Arbeitskräfte vorhanden sind, und daß in solchen Fabriken auch Frauen und Kinder beschäftigt werden, dann kann man ruhig behaupten, daß ein Schuhfabrikarbeiter im Durchschnitt nicht mehr als zwei Mark täglich verdient. Nun weiß man sofort, weshalb der Maschinenstiefel sechs Mark billiger ist: der Fabrikarbeiter verdient eben sechs Mark weniger pro Tag, er verdient nur zwei Mark, der Kleinmeister aber acht Mark. Und das, was der Fabrikant am Stiefel verdient, kommt garnicht in Betracht, um den Betrag seines Verdienstes kauft er einfach die Rohmaterialien billiger als der Kleinmeister.

Sehen wir uns die Stiefelfabrikation einmal von einer anderen Seite an. Denken wir uns

einmal drei verschieden große Betriebe, die alle ohne Maschinen arbeiten, die aber alle dieselben guten Einrichtungen haben und die alle die Rohmaterialien zu denselben Preisen kaufen, die also alle Stiefel zu denselben Preisen liefern können. Aber die Arbeiterzahl ist verschieden; der eine Betrieb beschäftigt 5000 Arbeiter, der andere zehn Arbeiter, der letzte nur einen Arbeiter; da aber keinerlei Arbeitstheilung herrscht, also zehn Arbeiter nicht mehr leisten können als zehnmal so viel wie ein Arbeiter, so hat diese Arbeiterzahl mit den Preisen vorerst garnichts zu thun. Der Fabrikant mit den 5000 Arbeitern ist nun zufrieden, wenn er täglich an jedem Arbeiter einen Pfennig verdient, macht 5000 Pfennige = 50 Mark täglich; davon kann man auch schon gut existiren, soviel verdient ungefähr der Oberbürgermeister einer Großstadt. Der zweite Fabrikant ist froh, wenn er täglich nur zehn Mark verdient; da er aber nur zehn Arbeiter hat, so muß er an jedem eine Mark, also hundertmal so viel verdienen, wie der erste Fabrikant! Der dritte „Fabrikant“ will nun aber auch zehn Mark täglich verdienen, unter zehn Mark kann er mit seiner Familie nicht existiren. Natürlich muß er diese zehn Mark nun an seinem einzigen Arbeiter verdienen! Natürlich wirkt das auf die Preise der Fabrikate! Wer nur einen Pfennig pro Tag und Arbeiter verdient, kann seine Fabrikate kolossal billig abgeben; wer dagegen eine Mark an jedem Arbeiter täglich verdienen muß, muß schon bedeutend

theurer sein, und wer zehn Mark täglich an einem Arbeiter verdienen muß, findet überhaupt keinen Käufer mehr für sein Fabrikat. Man ersieht hieraus, daß die Maschinen mit den Preisen für die Fabrikate auch wieder nichts zu thun haben. Wer sich viele Arbeiter halten kann, kann sehr billig liefern, und wer nur wenige Arbeiter halten kann oder gar selbst arbeiten muß, ist gezwungen, sehr hohe Preise für seine Artikel zu verlangen.

Sehen wir uns nun einmal einen Maschinen-Großbetrieb an, einen Großbetrieb, in dem mit den neuesten und besten Maschinen gearbeitet wird. Wie wird so ein Betrieb, eine Actiengesellschaft, gegründet und dann geleitet? Ungefähr so: eine Anzahl Actionäre bringt eine Summe von sagen wir 100 000 Mark zusammen, um damit eine große Schuhfabrik mit Dampfbetrieb zu errichten. 30 000 Mark werden für Maschinen, Einrichtungen und Materialien, 50 000 Mark für das Fabrikgebäude ausgegeben, bleiben 20 000 Mark als Betriebskapital. Ehe man überhaupt an's Fabriciren geht, merkt man schon, daß das Geld knapp wird, daß das Betriebskapital schwindet. Jetzt wird eine Hypothek auf das Grundstück in Höhe von 50 000 Mark aufgenommen; die Schulden der Gesellschaft betragen also schon 150 000 Mark, denen natürlich noch Activen im urspünglichen Werthe von 150 000 Mark gegenüber stehen. Nun geht's ans Fabriciren. Um die Konkurrenz besiegen zu können, ist man genöthigt, kolossal billig zu liefern; das kann man

aber nur, wenn man kolossalen Absatz hat, an dem einzelnen Fabrikat also wenig zu verdienen braucht. Wer viel absetzen will, muß auch viel fabriciren, dazu reichen aber wieder die Baulichkeiten und die Maschinen nicht aus. Es werden wieder Gelder aufgenommen; es werden für 100 000 Mark neue Actien ausgegeben und von dem Gelde nun Erweiterungsbauten errichtet und neue Maschinen angekauft. Es reicht immer noch nicht. Es wird erst nochmal eine Hypothek von 50 000 Mark aufgenommen, und dann werden noch mal für 100 000 Mark neue Actien ausgegeben. Alles im ersten Jahr! Jetzt ist das erste Geschäftsjahr zu Ende, jetzt soll eine Bilanz vorgelegt werden, und jetzt verlangen die Actionäre auch Dividende! Die Direktoren sind ehrlich, sie sagen, daß nichts verdient worden ist, und versprechen für das nächste Jahr goldene Berge. Aber schon im nächsten Halbjahr fehlt wieder Geld. Wieder eine Anleihe, wieder 100 000 Mark neue Actien. Natürlich wird immer erzählt, daß Betriebsvergrößerungen nöthig seien; thatsächlich aber braucht man das Geld, um das Geschäft überhaupt fortführen zu können; man hat nämlich so billig verkauft, daß man nichts verdient, sondern Geld zugegeben hat. Jetzt kommt die zweite Bilanz. Jetzt wird schon „gedeichselt"; wie, können wir nicht sagen, aber jeder „Actienbuchhalter" weiß es. Die Posten werden hin- und hergeschoben, es wird abgeschrieben und doch wieder nicht abgeschrieben, Reservefonds, die nachher nicht

da sind, werden angelegt, kurz, allerhand Schulden und Guthaben werden so durcheinander gebracht, daß selbst die Direktoren nicht mehr wissen, wie die Gesellschaft steht. Schließlich wird eine Dividende von 2 pCt. vertheilt; in den nächsten Jahren wird auch wieder Dividende vertheilt, oder auch keine — in fünf Jahren ist die Gesellschaft pleite. Was ist nun verloren worden? Nun, beinahe das ganze Anlagekapital, d. s. 500 000 Mark. Das bißchen Dividende, das vertheilt worden ist, zählt garnicht mit, hätte man die Arbeiter nur um einige Pfennige wöchentlich besser entlohnt, auch diese kleine Dividende wäre nicht herausgeschlagen worden. Und was an Activen vorhanden ist, ist nicht der Rede werth. Die Fabrikgebäude sind beinahe werthlos, die Maschinen bringen vielleicht 50 000 Mark. 400 000 Mark sind bestimmt verloren — und einen großen Theil dieses Geldes hat man einfach dadurch verloren, daß man zu billig an die Kundschaft verkauft hat, daß man die Waaren halb verschenkt hat.

In dreißig Jahren sind wohl die besten Maschinen total unbrauchbar geworden, und in dreißig Jahren ist wohl auch das beste Fabrikgebäude baufällig oder sonst werthlos geworden. Sind aber Maschinen und Gebäude in dreißig Jahren verbraucht, dann müssen auch in diesen dreißig Jahren so viel Abschreibungen stattgefunden haben, daß am Ende dieser Zeit, diese Maschinen und Gebäude mit 0 Mark zu Buche stehen. Eine Gesellschaft, die dreißig Jahre lang besteht und

nun neue Maschinen anschaffen und eine neue Fabrik bauen muß, dürfte keinerlei Schulden mehr haben; das beim Beginn aufgenommene Kapital müßte zurückgezahlt oder vorhanden sein, außerdem müßte dreißig Jahre lang eine Dividende von 10 bis 20 pCt. gezahlt worden sein. Eine solche Gesellschaft soll man uns aber mal zeigen! Wir gehen jede Wette ein, daß es keinen Betrieb giebt oder gegeben hat, der dreißig Jahre lang eine Dividende von 10 bis 20 pCt. gezahlt hat, keine neuen Kapitalien aufgenommen hat, und am Ende der 30 Jahre alle Actien- und sonstigen Schulden getilgt hat. Man hat immer fortwährend neue Gelder aufgenommen, hat mal eine geringe, mal eine hohe, mal gar keine Dividende gezahlt, hat allerhand „Sanirungen" vorgenommen, hat ab und zu Betriebe zusammengelegt, Actien anderer Betriebe angekauft, neue Actien ausgegeben und die alten auf den halben Werth gesetzt. Ein moderner Großbetrieb, der dreißig Jahre lang besteht, hat in der Zeit so viele Werthverschiebungen vorgenommen und so mit fremden Geldern gewirthschaftet, daß sich überhaupt nicht mehr feststellen läßt, was das Unternehmen eigentlich an Geldern verschlungen hat und welche Preise für die hergestellten Artikel gefordert werden müssen, um mit Gewinn zu arbeiten. Man sehe sich einfach eine preußische Staatsbahn an. Kann vielleicht irgend ein Sterblicher jetzt noch feststellen, wieviel an Fracht für eine Wagenladung gezahlt werden müßte, wenn die Bahn alle seit ihrem

Bestehen für diesen Wagen und die von ihm ruinirten Schienen kontrahirten Schulden in dem Augenblick bezahlt haben müßte, wo der Wagen zusammenbricht?? Der Staat zahlt einfach seine Zinsen und fordert dann irgend eine Fracht, ob die Fracht zehnmal so hoch sein müßte, darüber denkt er überhaupt nicht erst nach. Bei den Großbetrieben liegt es genau so: man zahlt eine mäßige Dividende und verkauft dann seine Fabrikate zu irgend einem Preise, zu irgend einem ganz niedrigen Preise natürlich. Der kleine Handwerker muß Alles, was er einkauft, aus seiner Tasche bezahlen, und was er sich leiht, muß er eines Tages auch zurückzahlen, er bekommt nichts geschenkt, kann also auch nichts verschenken, muß daher solche Preise fordern, daß er alle seine Schulden begleichen kann. Anders der Großindustrielle. Das Actienkapital zahlt er nicht nur nicht zurück, sondern er läßt sich, sobald es alle ist, fortwährend neue Kapitalien zahlen. Man zählt in Deutschland ein mobiles Kapital von ca. 70 Milliarden Mark; der größere Theil dieser Riesensumme steht den Großindustriellen zur Verfügung, sie brauchen nur hineinzufassen ins volle Milliardenleben. Und was sie haben, das halten sie fest, niemals wird es zurückgezahlt. Das, was an die Geber gezahlt, oder meistens nicht gezahlt wird, die Dividende, das ist eben der Verdienst, den ja jeder Kleinhandwerker auch hat. Der Handwerker muß alle Auslagen und dann noch einen Verdienst von mindestens

25 pCt. vom Käufer seiner Artikel fordern, also die Artikel ziemlich theuer verkaufen; der Großindustrielle braucht nur so viel zu fordern, daß er mit seinen Kapitalien auskommt, daß er eine mäßige Dividende zahlen und den Betrieb aufrecht erhalten kann; hat er wenig Kapitalien, dann muß er hohe Preise fordern, hat er viel Kapitalien, dann kann er die Waare halb, schließlich, wenn er will, eine Zeit lang ganz verschenken; das, was er verschenkt, fließt ihm ja immer wieder in Gestalt neuen Kapitals, neuer Anleihen zu! Der kleine Handwerker hat bei einer Arbeit für 20 Mark Auslagen, 5 Mark will und muß er verdienen, folglich verkauft er den Gegenstand für 25 Mark. Der Großindustrielle bekommt die 20 Mark für die Auslagen von den Kapitalisten geschenkt, zu verdienen braucht er für sich und die Geldgeber allerhöchstens auch nur 5 Mark, folglich verkauft er denselben Gegenstand für 5 Mark!!!

Nicht die Maschinen machen die billigen Preise, sondern das den Großindustriellen zur Verfügung stehende Kapital. Man sehe sich die Preise für die landwirthschaftlichen Producte an. Sie halten sich immer auf derselben Höhe — weil eben der Landwirth nichts geschenkt bekommt. Der Landwirth muß genau wie der Handwerker alles, was er braucht, baar bezahlen, und macht er Schulden, dann muß er sie abzahlen, geschenkt wird ihm nichts, er kann keine Actien ausgeben. —

Liebesgaben.

Wir haben im vorigen Kapitel bewiesen, daß die Großbetriebe ihre Betriebskapitalien im Großen und Ganzen geschenkt bekommen. Diese Geschenke werden aber anstandshalber von den Industriellen als Schulden gebucht; man „schuldet“ das Actienkapital, zahlt es aber nie zurück, weil man, wenn es alle ist, neue Kapitalien aufnimmt, liquidirt oder pleite macht.

Nun lassen sich aber die Großindustriellen auch Geschenke geben, die nicht als Schulden gebucht werden, die direct als Geschenke betrachtet und demnach behandelt werden! Nehmen wir die „Elberfelder Farbenfabriken“. Das Unternehmen ist hochreell: Coursstand der Actien 348 % (am 24./11. 96), Dividende 18 %. Weil die Gesellschaft gute Geschäfte macht, zahlt sie 18 % Dividende, weil 18 % Dividende gezahlt werden, steigen die Papiere, weil Jeder solch eine gute Actie besitzen möchte. Wir finden es nur richtig, normal, daß 18 % Dividende gezahlt werden, so viel müßte jede Actiengesellschaft zahlen, jeder Handwerker verdient viel mehr an seinen Erzeugnissen. Aber das Publikum findet diese Dividende so hoch, daß es 348 Mark für eine Hundert-Mark-Actie zahlt! Was thut die Gesellschaft angesichts dieser Thatsache? Sie giebt einfach neue Actien heraus! Und bekommt dann pro Actie und 100 Mark — 100—200 Mark geschenkt! Die „Elberfelder Farben-

fabriken" haben Ende 1896 drei Millionen Mark neue Actien herausgegeben, davon sind zwei Millionen den alten Actionären zu 200 % angeboten, die übrigen bestimmt zu 300 % verkauft worden. Sagen wir aber kurz 200 % für die ganzen drei Millionen: macht einen Gewinn von drei Millionen Mark! Weil die Gesellschaft normale Geschäfte gemacht hat, bekommt sie von den Kapitalisten plötzlich drei Millionen Mark geschenkt! Außerdem bekommt sie natürlich noch die drei Anleihe-Millionen, von denen wird natürlich, da wir hier von einer bestimmten und guten Firma sprechen, annehmen müssen, daß sie bei einer Liquidation voll zurückgewährt werden.

Wir haben uns aus dem Halbjahr Ende 1896 bis Mitte 1897 eine Anzahl Betriebe notirt, welchen in dieser Weise von den Kapitalisten nicht rückzahlbare Beträge, also Geschenke, aufgedrungen worden sind, gewiß doch nur, damit die betr. Betriebe recht billig liefern können, ihrerseits wieder recht viel verschenken können. Wir haben eine Summe von 193 585 600 Mark neuer Anleihen herausbekommen, die den Gesellschaften einen Coursgewinn von rund 108 Millionen Mark eingebracht haben. In einem halben Jahre hat also eine Anzahl deutscher Großbetriebe ein Aufgeld von rund 108 Millionen Mark eingeheimst. Nehmen wir dazu noch diejenigen Actien-Neu-Ausgaben, über die uns in den Zeitungen keine Notiz aufgefallen ist — wir haben nur oberflächlich nach-

gesehen — dann können wir gewiß sagen, daß von den deutschen Actiengesellschaften in einem halben Jahre rund 125 Millionen Mark an Coursgewinnen eingenommen worden sind, macht in einem Jahre 250 Millionen Mark! Zweihundertfünfzig Millionen Mark geschenktes Geld lediglich dafür, daß man eine normale Dividende vertheilt hat, daß man im günstigsten Falle halb so viel verdient hat, wie der kleinste Krämer mit seinem Gelde!

Zweihundertfünfzig Millionen Mark Liebesgaben jährlich an die Großindustrie! Und da redet man über die paar Mark, welche die Landwirthe an Zucker- und Schnapsprämien erhalten!

Aber die nominal vielleicht rund 500 Millionen Mark, welche von den deutschen Actiengesellschaften jährlich neu aufgenommen werden, und dann die aufgenommenen Hypothekengelder ꝛc. ꝛc. werden unserer Ansicht nach auch nie zurückgezahlt! Man zahlt im günstigsten Falle hohe, d. h. normale Dividenden, das Kapital behält man, um es nachher durch zu billige Abgabe der Fabrikate an die Kundschaft zu verschenken.

Die Tributpflichtigen.

Wo kommt das viele Geld her, das die Großindustriellen alljährlich von den Kapitalisten geschenkt erhalten und das die Großindustriellen

nachher durch zu billige Abgabe ihrer Fabrikate zum Theil wieder an die große Masse des Volkes abfließen lassen?

Es kommt dort her, wohin es abfließt: die große Volksmasse bringt es alljährlich auf und führt es an die Kapitalisten ab. Man zählt nach einer Veröffentlichung im „Deutschen Oekonomist“ in Deutschland ein mobiles Kapitalvermögen von ca. 70 Milliarden Mark; dieses Kapitalvermögen bringt ein jährliches Zinserträgniß von ca. $2^1/_2$ Milliarden Mark; diese $2^1/_2$ Milliarden Mark Zinsen muß die große Masse des Volkes alljährlich aufbringen.

Da müssen Zinsen für ca. 17 Milliarden Mark Hypothekenschulden gezahlt werden. Natürlich zahlt sie der Hypothekenschuldner, der Hausbesitzer — aber der Miether muß sie aufbringen, der kleine Mann muß sie erarbeiten. — Für ca. 40 Milliarden Mark Werthpapiere müssen alljährlich verzinst werden. Natürlich werden diese Zinsen von den Actien-Gesellschaften ꝛc. gezahlt — aber den Arbeitern dieser Gesellschaften ꝛc. werden sie am Lohne abgezogen; würde man die Arbeiter besser entlohnen, dann würden die Großindustriellen nicht im Stande sein, Zinsen, Dividenden ꝛc. zu zahlen. Und so geht es weiter: Alles, was jährlich für die verschiedenartigsten Schulden an Zinsen gezahlt wird, wird in letzter Linie von der großen, arbeitenden Volksmasse gezahlt. Selbst die Zinsen für sein eigenes Sparkassenguthaben muß der Arme selbst

aufbringen: die Sparkassengelder werden auf Hypotheken ausgeliehen, und der sparende Miether muß die Zinsen durch Vermittelung des Hauswirths in Form von Wohnungsmiethe zahlen.

Nun wächst aber das mobile Kapitalvermögen alljährlich! Alljährlich schießen z. B. neue Riesenwerthe wie Spargel aus dem Boden. Berlin hat in den letzten hundert Jahren an Bodenwerth nach unserer Schätzung allein 5 Milliarden Mark gewonnen. Im Innern der Stadt, wo vielleicht die □Ruthe früher 100 Mark gekostet hat, werden jetzt 20 000—40 000 Mark gezahlt. Vor den ehemaligen Thoren bringt eine □Ruthe, die früher mal vielleicht 1 Mark gekostet hat, jetzt 1000 bis 4000 Mark. Da wohnt vor irgend einem Thore eine ehrsame Patricier-Familie und ärgert sich über den Besitz von einigen hundert Morgen Land, die so viel landwirthschaftliche Arbeit verursachen und nichts einbringen; gekostet hat das Land vielleicht mal fünf Silbergroschen die □Ruthe — plötzlich steigt der Bodenwerth, was fünf Silbergroschen gekostet hat, ist plötzlich 1000—4000 Mark werth! Davon hat die Familie natürlich vorerst noch nichts: es müssen erst Häuser gebaut werden, und es müssen erst Miether kommen, die die Häuser beziehen und die hohen Miethen zahlen; und die Häuser werden natürlich gebaut und die Miethen werden natürlich bezahlt.

So wächst das mobile Kapitalvermögen von Jahr zu Jahr; theils, indem die Bodenwerthe

steigen, theils, indem die Zinsen nicht verzehrt, sondern wieder kapitalisirt werden, theils in der verschiedensten anderen Weise. Und alles, was für diese wachsenden Kapitalien an Zinsen zu zahlen ist, muß das arbeitende Volk aufbringen.

Am schlimmsten hat es hier der Großstadtarbeiter. Er muß einen kolossal hohen Miethszins zahlen, er muß das, was ihm die Großindustriellen durch zu billige Lieferung von Gebrauchsgegenständen schenken, durch Zahlung hoher Miethen doppelt und dreifach zurückgewähren. Außerdem aber muß er sehr hohe Preise für seine Nahrung zahlen, der Landmann hat keinen Actienbetrieb, ihm wird nichts geschenkt, folglich kann er auch nichts verschenken. Also hohe Preise für die Nahrung, hohe Preise (infolge der hohen Miethen) für die Industrieartikel und — schlechten Verdienst, so lebt der großstädtische Arbeiter.

Der Landmann hat es etwas besser, dafür hat er aber mehr Sorgen. So lange der Landmann von den Gläubigern nicht von seinem Hof gejagt wird, hat er wenigstens gute und billige Nahrung. Verliert er sein Besitzthum, dann ist er ein Bettler, der sich nicht, wie ein entlassener Arbeiter, gleich wieder einen neuen Wirkungskreis suchen kann. Aber gleich — so lange, wie er Bauer ist, hat er reichlich zu essen, steht also besser da, als der Industriearbeiter! Im Uebrigen geht es ihm genau so schlecht, wie dem Industriearbeiter und dem kleinen Handwerker. Er muß, wenn

er Gelder aufnimmt, diese wieder auf Heller und Pfennig zurückzahlen, er kann keine Actien ausgeben, wie die Industriellen, und er muß für die geliehenen Kapitalien fortwährend Zinsen zahlen, zahlt er nicht, fliegt er hoch. Er hat also genau wie der Industriearbeiter und der kleine Handwerker fortwährend Zinsbeträge an die Großindustriellen zu zahlen und bekommt dann dafür einige Industrieerzeugnisse sehr billig geliefert.

Das ganze Geschäft vollzieht sich in der Weise: Die Handwerker müssen kolossale Miethen für ihre Räume und Läden, und für geliehene Kapitalien hohe Zinsen zahlen. Der Landmann muß ebenfalls für alle geliehenen Kapitalien hohe Zinsen zahlen. Der Industriearbeiter muß auf der einen Seite einen hohen Miethszins zahlen, auf der anderen Seite muß er auf einen Theil seines Lohnes verzichten, damit die Actionäre Dividende erhalten können. Alles, was so zusammenkommt: der Mieths- und Kapitalzins des Handwerkers, der Kapitalzins des Landmannes, der Miethszins des Industriearbeiters und die demselben vom Lohne abgezogene Dividende — alles das fließt in die Kasse der Kapitalisten. Diese nehmen davon so viel, wie sie zum Leben brauchen, das übrig Bleibende erhalten die Großindustriellen für neu herausgegebene Actien. Nachdem die Großindustriellen, d. h. die Leiter der Actien-Gesellschaften ꝛc., reichlich für sich gesorgt, geht das Geld dann wieder, natürlich in etwas angegriffenem

Zustande, in Form zu billig gelieferter Industrie-artikel an die freundlichen Geber, an das darbende Volk zurück.

Alles, was das Volk durch zu billig gelieferte Industrieerzeugnisse geschenkt bekommt, ist ihm also vorher doppelt und dreifach genommen worden!

Maschinenarbeit und Handarbeit.

Was ist Maschinenarbeit? Ist Maschinenarbeit etwas Anderes als Handarbeit? Giebt es etwas Anderes als Handarbeit?

Ein Gärtner hat ein kleines Gemüsebeet zu begießen; er holt zu diesem Zweck in einem großen Eimer Wasser heran. Seine Frau unter-stützt ihn und bringt in einem kleineren Eimer auch Wasser heran. Auch sein Sohn hilft, er bringt einen großen Topf mit Wasser; auch seine kleine Tochter hilft, sie bringt einen Kindereimer voll Wasser, oder vielmehr nur halbvoll, die Hälfte ver-gießt sie unterwegs, weil sie an ihre Puppe denkt. Alles Wasser, was so herankommt, wird auf das Beet gegossen.

Was für Arbeit verrichten die Leute? Maschinen-arbeit oder Handarbeit? — Selbstredend Handarbeit.

Diese Methode des Begießens gefällt dem Gärtner aber eines Tages nicht mehr. Er stellt am Beet ein großes Faß auf, füllt mit seiner

Familie dieses Faß mit Wasser — und kann nun, indem er am Boden des hochstehenden Fasses eine Oeffnung anbringt und durch diese einen Schlauch führt, das Gemüsebeet hintereinander gleichmäßig besprengen.

Verrichtet der Mann jetzt auch noch Handarbeit? Nein — jetzt verrichtet er sogenannte Maschinenarbeit.

Was ist demnach Maschinenarbeit? Einfach — gesammelte Handarbeit! Maschinenarbeit ist langsam gesammelte und plötzlich entladene Handarbeit, die in keinerlei Gegensatz zu anderer Handarbeit steht, bei der also keinerlei Arbeit zu sparen ist. Beim Füllen des Fasses hatten die Familienmitglieder unseres Gärtners genau so viel Arbeit gehabt, wie beim früheren Herantragen des Wassers, der Gärtner ist nur im Stande, die langsam gesammelte Arbeit der Familie plötzlich in einer einzigen kurzen Maschinenleistung zu entladen.

Der Mann könnte sich auch das benöthigte Wasser mit Hülfe einer Dampfpumpe auf sein Gemüsebeet leiten. Da hätte er aber tüchtig vorher zu sammeln. Zuerst müßte er eine Dampfpumpe erfinden, dann müßte er sie bauen, dann die Pumpe und den Kessel dazu aufstellen, dann die Kohlen dazu fördern und heranschaffen, dann den Betrieb leiten; kolossal viel Sammelarbeit! — aber selbstredend alles Handarbeit, nur viel Handarbeit, und deshalb nachher eine große Leistung, eine große Entladung. —

Für keine Naturkraft arbeitet eine andere Naturkraft mit, keine Naturkraft kann sich eine andere Naturkraft „unterthan" machen; ein Sonnenstrahl, der die Kraft hat, einen Kubikcentimeter Luft zu erwärmen, und nun daran geht, diese Arbeit zu verrichten, muß diese Arbeit ganz allein machen, er kann keinen anderen Sonnenstrahl „binden" und damit zwingen, ihn in seiner Arbeit zu unterstützen. Wie kommt man nun zu der Annahme, daß der Mensch, der doch auch nur eine gewöhnliche Naturkraft ist, seine Arbeiten nicht selbst zu machen brauche, sondern andere Naturkräfte zur Leistung von Beihilfe zwingen könne?! —

Jeder Ingenieur weiß besser als wir, wieviel Sammel- Hand- und Kopfarbeit in einer Maschinenleistung steckt; aber er denkt nicht daran, und mit ihm denken die meisten Menschen nicht daran. Wir halten es für nöthig, hier mal eine genaue Untersuchung anzustellen. — Nehmen wir einen recht einfachen Dampfbetrieb: eine Dampfschneidemühle, und sehen wir zu, welche Sammelhandarbeiten verrichtet werden müssen, um mit Dampf arbeiten zu können. Zuerst muß die Dampfkraft erfunden werden, das ist eine mühsame Kopf- und Handarbeit. Dann müssen die Dampfmaschinen erfunden werden, das ist wieder eine sehr mühsame Kopf- und Handarbeit; ein Erfinder giebt vielleicht in einer Stunde mit seiner Kopfarbeit mehr Kraft aus, als ein Handarbeiter bei seiner Arbeit in zehn Stunden. Nachdem die Erfindungen ge-

macht worden sind, müssen Erze gesucht werden, um die Maschinen bauen zu können; das ist eine sehr schwere Handarbeit. Dabei ist aber auch Kopfarbeit — und wieder andere Handarbeit: es müssen auf Bergacademien Leute wissenschaftlich vorgebildet werden, die den Bergwerksbetrieb zu leiten haben, und es müssen Bergacademien gebaut werden, Lehrbücher geschrieben und gedruckt werden. Nachdem man die Erze mit den Händen gefördert hat, müssen sie zu brauchbaren Metallen umgearbeitet werden, natürlich auch mit den Händen. Wo es theilweise mit Dampfmaschinen geschieht, müssen diese Dampfmaschinen doch auch vorher mit den Händen gebaut werden; bei dieser theilweise vorkommenden Dampfmaschinenarbeit sind genau die Hand- und Kopf-Vorarbeiten nöthig gewesen, die wir jetzt hier für unsere Schneidemühlen-Maschine zeichnen. Aus den brauchbaren Metallen werden nun Maschinentheile theils gegossen, theils gewalzt etc. etc., alles mit der Hand oder mit Hilfe von Maschinen, d. h. (Hand- und Kopf-) Arbeitssammlern. Jetzt kommen die gegossenen und die anderen Metalltheile nach der Maschinenfabrik, um hier zum Bau der Maschinen und des Dampfkessels Verwendung zu finden. Natürlich erfordert der Transport die verschiedenartigsten Handarbeiten oder, sobald Maschinenleistung dabei vorkommt, Sammelhandarbeiten. Die Maschinenfabrik muß natürlich auch erst gebaut werden, in kleinen Schlosserwerkstätten kann man doch keine Dampf-

maschinen herstellen! Wer baut nun solch eine Maschinenfabrik? Kleine Dorfmaurer etwa? Wir meinen, daß dazu bessere, auf Fachschulen vorgebildete Maurer, vor Allem aber tüchtige, auf Hochschulen vorgebildete Techniker, Baumeister, Ingenieure gehören! Giebt es solche Fach- und Hochschulen? Gewiß, es giebt Hunderte, Tausende von kleinen staatlichen, städtischen und privaten Fachschulen, auf denen tüchtige Handwerker vorgebildet werden, und es giebt Hunderte von großen Staats-, Stadt- und Privat-Instituten, auf denen tüchtige Techniker u. s. w. ausgebildet werden. Man sehe sich doch nur die Technische Hochschule in Berlin-Charlottenburg an! Ja, daran muß man doch denken, wenn man Maschinenleistungen sieht! Welche Arbeit war nöthig, den Riesenbau aufzuführen, die Einrichtungen zu schaffen, die vielerlei Lehrbücher zu schreiben und zu drucken, und welche Arbeit ist täglich nöthig, um nun die Menschen zu tüchtigen Technikern heranzubilden! Solcher Institute giebt es, wie gesagt, Hunderte in Deutschland, und an kleineren technischen Lehranstalten und Fachschulen giebt es Tausende, die alle erbaut werden mußten, für die alle die verschiedenartigsten Lehrmittel beschafft werden mußten und an denen allen kolossale Arbeit für Ausbildung von in den Industrien brauchbaren Menschen geleistet wird. Jetzt wird also von tüchtigen Technikern ein modernes Fabrikgebäude aufgeführt, alles mit der Hand natürlich, wozu natürlich tausenderlei Rohmaterialien gehören,

die natürlich auch alle mit der Hand oder mit Hülfe von Sammelhandarbeit gewonnen und herangeschafft werden. Nachdem das Fabrikgebäude mit allen seinen maschinellen Einrichtungen fertig ist, geht man nun an die Herstellung des Dampfkessels, der Dampfmaschine und der Kreissäge für die Schneidemühle. Alles wird natürlich mit der Hand gemacht, oder mit Hülfe von Maschinen, d. h. gesammelter Handarbeit, hergestellt. Jetzt sind Maschine und Dampfkessel fertig; man transportirt beides mit den Händen oder mit Hülfe gesammelter Handarbeit (Eisenbahnen) nach dem Bestimmungsort. Ehe man die Sachen aufstellen kann, muß natürlich auch erst ein kleines Fabrikgebäude, mit der Hand, erbaut, und auch ein großer Fabrikschornstein, mit der Hand, errichtet werden; man kann doch nicht die Maschine und den Kessel einfach auf einen Zimmerplatz packen und nun hier mit ihnen so arbeiten, wie einfache Handarbeiter mit ihren langen Sägen arbeiten. Nachdem man das Maschinengebäude errichtet und die Maschine und den Dampfkessel aufgestellt hat, kann man aber noch lange nicht arbeiten. Jetzt braucht man ja auch Feuerung! jetzt müssen manchmal bis zu 1000 Metern tiefe Schächte in die Erde gegraben und aus diesen Schächten Steinkohlen heraufgeholt werden. Natürlich alles Handarbeit, oder theilweise Maschinenarbeit, d. h. Sammelhandarbeit. Die Kohlen müssen nachher mit den Händen oder mit „Sammelhänden“ ver-

laden und nach der Schneidemühle transportirt werden. Hier müssen sie wieder mit den Händen entladen, nach dem Kesselhause transportirt und dann schließlich von dem Heizer mit den Händen verfeuert werden. Nun fehlt bloß noch das Holz, welches geschnitten werden soll! Das Holz wird nun mit den Händen in den Wäldern gefällt, mit den Händen von Flößern und mit „Sammelhänden" von der Eisenbahn nach der Schneidemühle transportirt und hier mit den Händen vor die Kreissägen gebracht.

Jetzt kann erst „mit Maschinen" gearbeitet werden!

So viel vorbereitende Hand- und Kopfarbeit war nöthig, nur um ein paar lumpige Kreissägen mit Dampfkraft drehen zu können! Wer hat nun den Muth, zu behaupten, daß die Dampfkreissäge alle die Arbeit leistet, die sie nach den aufgewandten Vorarbeiten zu leisten hat? Oder wer ist gar in der Lage, zu beweisen, daß die Dampfkreissäge mehr leiste, als sie zu leisten hat?

Man könnte eher behaupten, daß bei Maschinenarbeiten Kräfte verloren gehen. Wer mit der Hand arbeitet, kann die ganze Arbeit leicht übersehen und sich Alles auf's Beste eintheilen. Bei so komplicirter Sammelarbeit, wie sie der moderne Großbetrieb erfordert, ist es aber leicht möglich, daß Kräfte vergeudet werden. Ein Heizer, der die Roste eines Kessels nicht richtig zu decken versteht, bekommt keinen Dampf, verbraucht aber Kohlen;

eine Drehbank, die eine Zeitlang nicht benutzt wird, verbraucht Kraft, auch wenn die Triebkraft abgestellt ist, denn die Maschinen arbeiten bei einigen ausgestellten Bänken mit derselben Kraft weiter.

Wir erinnern hier noch an die Nebenarbeiten, die nur bei Bestehen von Großbetrieben nöthig sind. Großbetriebe brauchen ein Heer von beaufsichtigenden Beamten und Vorarbeitern, die alle nicht mitarbeiten, Großbetriebe brauchen eine Buchhalterei und Buchhalter, der kleine Dorfschmied kommt ohne Buchführung und Buchhalter aus. Die Großbetriebe haben es auch nur nöthig gemacht, daß der Staat sich in die Angelegenheiten der Arbeitgeber und -Nehmer mischen und Dutzende von Gesetzen machen mußte, deren Herstellung, Bekanntmachung und Handhabung enorme Arbeiten verursacht. Krankenkassen, Altersversicherung, Invalidenversicherung, Unfallversicherung 2c. 2c. sind alles Einrichtungen, die mit dem Großbetrieb stehen und fallen. —

Daß Alles schließlich Handarbeit ist, geht doch daraus schon hervor, daß alle Hände beschäftigt sind. Die im Verhältniß zu den beschäftigten Personen sehr wenigen Arbeitslosen sind meistens nur arbeitslos, weil sie nicht dort sind, wo sie gebraucht werden, und nicht die Arbeit verstehen oder leisten wollen, die verlangt wird. Auf dem Lande fehlen im Sommer kolossal viel Arbeitskräfte. Das ganze Heer der Arbeitslosen könnte hier vielleicht untergebracht werden; die Landwirthe

sind im Sommer z. B. in Ostpreußen, Polen &c. gezwungen, sich Arbeiter aus Rußland herüberzuholen. Und auch in den Industrien fehlen, sobald das Geschäft nur einigermaßen flott geht, sofort Arbeiter, die aber trotz aller Anstrengungen nicht heranzubekommen sind, weil die Arbeitslosen die Arbeit nicht verstehen, nicht machen wollen oder von den Vacanzen nichts wissen. Die „Breslauer Zeitung" schreibt in einem Leitartikel am 25. 6. 97:

> . . . Der Bedarf an Arbeitskräften war vor Allem in der Eisengroßindustrie, dann aber auch in der Kalk- und Cementindustrie, in den Ziegeleien und bei den zahlreichen Neu- und Erweiterungsbauten von Fabriken und Eisenbahnanlagen derartig groß, daß fast das ganze Jahr hindurch Arbeitermangel herrschte. Sehr zahlreich waren demgemäß die an die Regierung gerichteten Gesuche um Zulassung galizischer Arbeiter. Während im Vorjahre diese Gesuche zumeist abgewiesen werden konnten, weil sich bei den Erhebungen herausstellte, daß noch inländische beschäftigungslose Arbeiter vorhanden waren, mußten im Berichtsjahre, besonders in der zweiten Hälfte desselben, diese Gesuche in größerer Zahl genehmigt werden.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger" brachte in den letzten Monaten unter „Handels-Nachrichten" u. A. folgende Notizen:

> Vom Ruhrkohlenmarkt . . . und bei dem ungeschwächt andauernden Arbeitermangel fällt

es den Zechen immer schwerer, die Förderung auf die erforderliche Höhe zu bringen. . . .

Aus Dortmund wird uns geschrieben: Nachdem schon seit längerer Zeit auf den Kohlenwerken des Ruhrbezirkes ein sehr empfindlicher Arbeitermangel besteht, der auf die Kohlenproduktion hemmend wirkt, macht sich ein solcher nunmehr auch bei dem Eisen- und Stahlgewerbe fühlbar. Am meisten leiden darunter die großen Hüttenwerke, die sich infolgedessen, gleich den Zechen, genöthigt sehen, fremde Arbeiter durch höhere Lohnversprechungen heranzuziehen. Die „Westfalengängerei“ aus Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, von . . . und Italien nimmt wieder größere Ausdehnung an. . . .

Die böhmischen Braunkohlenwerke sind mit Aufträgen . . . überhäuft . . . zumal Wagennoth und Arbeitermangel vorherrschen.

Man sieht, sobald nur einigermaßen zu thun ist, tritt sofort empfindlicher Menschenmangel ein.

Nun werden aber außer den vernünftigen und durchaus nothwendigen Arbeiten noch „Kulturarbeiten“ verrichtet. Diese „Kulturarbeiten“, diese Mehrarbeiten, werden aber nicht von den Maschinen verrichtet; der Mensch verrichtet sie, und zwar kann er sie verrichten, weil er nochmal so lange als früher arbeiten muß, und weil er außerdem gezwungen wird, alle Arbeiten zur Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Geräthen dreiviertel liegen zu lassen.

Schlechte Menschen.

Wir verlangen nicht, daß man unsere im vorigen Kapitel entwickelten Ansichten über die in der Maschinenarbeit steckende Hand-Sammelarbeit theilt. Wir verlangen nur, dürfen wohl von jedem vernünftigen Menschen verlangen, daß er zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß in den Maschinenleistungen überhaupt Menschenleistungen enthalten sind, daß die Maschinen nicht vom Himmel herabfallen.

Wer sich zu dieser Ueberzeugung durchgearbeitet hat, lese sich dann den folgenden Auszug aus einem Artikel („Berliner Lokal-Anzeiger" vom 21. 9. 97) über den Stapellauf eines modernen Schnelldampfers durch:

> . . . Man denke nur allein, wie viel Kesselfutter der Riesenleib verschlingt! Der Leser stelle sich eine Reihe von 28 Eisenbahnlowries mit Kohle gefüllt vor, gewiß ein stattlicher Zug. Nun, das ist genau eine halbe Tagesration für die Dampfkessel des „Großen Kaisers", der 4000 Tons Kohlen an Bord genommen. In 48 Stunden mußten 400 Waggons Kohlen entladen werden . . .

Nun bedenke man, daß das Schiff selbst mit seinen Maschinen nicht vom Himmel gefallen ist, sondern hier auf der Erde hergestellt werden mußte, und daß es so ungefähr 20 Millionen Mark gekostet hat. Aus dem Preise kann man dann leicht aus-

rechnen, welche Arbeit nöthig war, um das Schiff herzustellen.

Schließlich rechne man sich ungefähr aus, was auf der Fahrt für Arbeit geleistet werden muß. Man bedenke: — 400 Waggons Kohlen mußten in 6—7 Tagen verfeuert werden!!!

Und damit vergleiche man dann folgende Notiz aus der Broschüre „Freiland und die Freilandbewegung, herausgegeben vom Freiländischen Actions-Comitee" (Seite 34):

> ... und die mechanische Kraft, welche Freilands Locomotiven, Dampfschiffe und die zahllosen Maschinen der Landwirthschaft und der Fabriken, der öffentlichen und privaten Anlagen, in Bewegung erhält, beträgt nicht weniger als 245 Millionen indicirter Pferdekräfte, d. i. reichlich das Doppelte der mechanischen Kraft, über welche die ganze übrige Welt verfügt. Es kommen sohin in Freiland nahezu $9^1/_2$ Pferdekraft mechanischer Arbeitsenergie auf den Kopf der Bevölkerung, und da eine indicirte Pferdekraft die Leistungsfähigkeit von 12—13 Männern entwickelt, so ist der Arbeitseffect der nämliche, als ob jeder Freiländer Kopf für Kopf ungefähr 120 Sklaven zu seiner Verfügung hätte. Was Wunder, daß die Freiländer ein Herrendasein zu führen vermögen, trotzdem es in Freiland keine menschlichen Knechte giebt.

Dr. Theodor Hertzka behauptet demnach thatsächlich, daß die Maschinen vom Himmel fallen.

— „Jeder Mensch hat 120 Sklaven zu seiner Verfügung!" Daß er diese Sklaven vorher selbst fabriciren muß, wird mit keinem Worte erwähnt.

„Freiland" kommt in den 25 Jahren seines Bestehens auf 26 Millionen Seelen, hat also, vom Anfang an gerechnet, durchschnittlich doch wohl nur 13 Millionen Bewohner. Frauen, Kinder und Greise arbeiten nicht mit, folglich sind ca. 4 Millionen arbeitsfähige Personen vorhanden, welche all den von Hertzka geschilderten Reichthum von „Freiland" zu produciren hätten. Augenblicklich giebt es in der ganzen Welt ungefähr zwei Millionen Menschen, welche Kohlen fördern (das scheint uns aber die niedrigste Schätzung zu sein!), da „Freiland" nochmal so viel Maschinen hat, wie die ganze übrige Welt, so werden nochmal so viel Kohlen und demnach auch nochmal so viel Kohlenarbeiter gebraucht; 2×2 Millionen Kohlenarbeiter macht 4 Millionen Kohlenarbeiter. Sämmtliche arbeitsfähigen Freiländer würden also gebraucht werden, um Kohlen zu fördern!

Aber über diese Kohlenangelegenheit wollen wir nicht weiter reden. Die Behauptung Hertzka's, daß jedem Freiländer 120 Sklaven zur Verfügung ständen, genügt wohl allein, um den Verfasser von „Freiland" zu den an der Spitze dieses Kapitels genannten Menschen rechnen zu dürfen. 400 Waggons Kohlen brauchen die Maschinen eines einzigen Dampfers für eine 6—7 tägige Fahrt — der Nationalökonom Dr. Theodor Hertzka weiß nichts davon,

für ihn ist jede Maschine ein Etwas, das sich allein fabricirt und sich allein bewegt.

Wir würden uns mit Herrn Dr. Hertzka nicht so eingehend beschäftigen — wenn er nicht eine nach Hunderttausenden zählende, seine Lehren anbetende Gemeinde hinter sich hätte. Zu seinen Anhängern gehört Alles, was sich „freiheitlich" gesinnt nennt. Man hatte mal die Absicht, alle „freiheitlichen" Parteien: die „Freiländer", die Anhänger des Herrn von Egidy, die „Ethischen", die „Volksbündler", die „Bodenreformer", die „Freidenker", die „Socialisten", die „Anarchisten", die „Kieler", die „Christlich-Socialen", die „National-Socialen" u. s. w. u. s. w. zu einem großen Bunde zu vereinigen. Damit war gesagt, daß man sich gegenseitig nichts vorzuwerfen hatte, von gleichen Gedanken „beseelt" war.

Auch die Socialdemokraten glauben, was die Zahlen in „Freiland" anbetrifft, an Herrn Hertzka; Herr Bebel bezieht sich in seiner „Frau" auf Feststellungen des „bekannten Nationalökonomen Hertzka". Wie gesagt, Alles, was sich freiheitlich gesinnt nennt, geht mit Herrn Hertzka, billigt also sein Vorgehen, findet es hübsch und moralisch, wenn Jemand lehrt, daß die Maschinen vom Himmel fallen.

Man sieht, es giebt sehr viele schlechte Menschen in Deutschland. —

Noch einige Worte über Sammelarbeit.

Indem wir behaupten, daß mit Maschinen, also mit Sammelhandarbeit, nicht mehr geleistet werden könne, als mit einfacher Handarbeit, verlangen wir nicht, daß nun sofort das Arbeiten mit Maschinen eingestellt werde.

Die Menschen haben ihre ganzen Verhältnisse auf den Maschinen-Großbetrieb zugeschnitten und einen Theil ihrer Mitmenschen zu Maschinenarbeitern ausgebildet, sie können nun nicht mit einem Ruck und ohne Rücksicht auf Menschen und Verhältnisse zum einfachen Handarbeitsbetrieb zurückkehren. Ebenso wenig, wie vor hundert Jahren plötzlich von der Handarbeit zum Maschinenbetrieb übergegangen werden konnte, ebenso wenig kann jetzt umgekehrt plötzlich vom Maschinenbetrieb zur Handarbeit zurückgegangen werden. Auch würden genau, wie vor hundert Jahren Maschinenarbeiter und natürlich auch Maschinen gefehlt haben, jetzt, bei einer plötzlichen Umsattelung Handarbeiter fehlen.

So lange man die Fabrikations- und Verkehrsverhältnisse so läßt, wie sie sind, so lange muß man auch die Maschinen mit ihrem Drum und Dran behalten. Die modernen Verhältnisse zwingen die Menschen, große Arbeiten schnell zu verrichten. Der moderne Mensch hat nicht Zeit, mit einem Segler gemüthlich nach Amerika zu fahren oder mit einer Postkutsche von Stadt zu Stadt zu

reisen. Man muß hier, so lange man Zeit hat, Kräfte aufsammeln, damit man, wenn es Eile hat, in möglichst kurzer Zeit recht viel leisten kann. Man muß im ersten Fall vorher ruhig Dampfschiffe, Maschinen, Kessel bauen, ruhig die zu den Fahrten benöthigten Kohlen suchen und an Bord schaffen, und muß im zweiten Fall, so lange man Zeit hat, gemüthlich Eisenbahndämme aufschütten, Schienen als Erz suchen, verarbeiten, legen, rollendes Material herstellen, Bahnbeamte ausbilden &c.

In der Fahrt eines Eisenbahnzuges von Berlin nach Potsdam liegt vielleicht die aufgesammelte Kraft von 1000 Menschenleistungen von je einer halben Stunde. Wenn 1000 Menschen je eine halbe Stundenleistung in dieser Weise zusammenlegen, können sie nachher in einer halben Stunde von Berlin nach Potsdam fahren. Wollen und müssen die Menschen diesen Weg in einer halben Stunde zurücklegen, dann müssen sie ihre Kräfte in einer derartigen Eisenbahnleistung binden, anders kommen sie in einer halben Stunde nicht ans Ziel; sie können nicht ihre einfachen Beinkräfte so zusammenlegen, daß ihre 2000 Beine so schnell wie ein Eisenbahnzug laufen.

In der Fahrt eines modernen Schnelldampfers von Hamburg nach New York steckt vielleicht die Wochenleistung von 10 000 Menschen. Die 10 000 Menschen können, und wenn sie sich noch so sehr anstrengen, nicht so zusammenarbeiten, daß sie in einer Woche über den Ocean schwimmen, fliegen

oder springen könnten. Aber sie können ihre Kräfte in einem Dampfschiff binden und dann mit diesem Dampfschiff bequem das Meer durchkreuzen.

Von einer Arbeitssparung ist natürlich dabei keine Rede; man sammelt nur an einer Stelle langsam Kräfte und giebt sie nachher plötzlich in einer Großleistung aus.

Es giebt eine ganze Masse moderner Arbeiten, die, wenn man sie eben machen will, nur mit gebundener Arbeit geleistet werden können. Die Menschen können nicht über den Ocean schwimmen, fliegen oder springen, wollen oder müssen sie hinüber, dann müssen sie sich eben Segel- oder Dampfschiffe bauen. — Sie können auch nicht fliegen; wollen sie in die Luft steigen, dann müssen sie ihre Kräfte in einem Luftballon binden, d. h. sie müssen einen Luftballon erfinden, bauen, leiten lernen und dann mit ihm aufsteigen; aber selbstredend kostet es Kräfte, es kostet genau so viel Kräfte, wie die Menschen aufwenden müßten, wenn sie dieselben zu einer Sprungleistung zusammenlegen könnten.—Sie können auch keinen riesig großen Hammer mit den Händen bewegen; sie müssen, wenn sie einen so großen Hammer heben müssen, ihre einzelnen Handkräfte in einem Dampfhammer binden. — Genau so liegt es bei einem Dampfkrahn; so lange die Menschen so große Frachtgüter zu heben und zu verladen haben, so lange müssen sie Dampfkrähne haben, so lange sind sie gezwungen, ihre Handkräfte in Dampfkrähnen zu binden.

Man sehe sich die moderne Kriegsführung an. Ein Batterieführer kann sich doch nicht, während eine feindliche Reiterschaar schon heranreitet, hinstellen und erst das Pulver erfinden, Kanonen erfinden, Kanonen, Kugeln, Pulver ꝛc. fabriciren, Mannschaften anwerben und ausbilden — und dann erst schießen! Auch hier muß lange, lange vorgearbeitet werden. Will und muß man in moderner Weise Krieg führen, dann muß man eben seine Kräfte vorher in geeigneter Weise sammeln und binden, damit man sie, wenn nöthig, plötzlich in großer Stärke entladen kann. —

So lange die Menschen also in moderner Weise weiter wirthschaften, so lange müssen sie auch Kraftmaschinen, Kraftbindemaschinen haben; und so lange sie es für nöthig halten, in moderner Weise zu verkehren, so lange brauchen sie auch die modernen Verkehrsmittel.

Es darf aber nie vergessen werden, daß es sich bei allen Verrichtungen nur um Ausgabe von Menschenkräften handelt, daß nur der Mensch für den Menschen arbeitet.

Saisonarbeiten.

Je eher die Menschen ihre Verhältnisse wieder so gestalten daß sie im Stande sind, alle ihr Bedürfnisse durch Verrichtung einfacher Handarbeiten zu befriedigen, je besser für die Menschheit.

Das Arbeiten mit Maschinen, mit Kraftsammlern, zwingt die Menschen, mal sehr angestrengt zu arbeiten, mal längere Zeit nichts zu thun. Ein ruhiges, vernünftiges, gleichmäßiges Schaffen, ein Arbeiten, an dem man Freude hat, ist bei der modernen Productionsweise nicht möglich. Die Menschen werden von ihren eigenen Einrichtungen gezwungen, auf einen großen Theil von Lebensgenuß zu verzichten.

Nehmen wir den landwirthschaftlichen Betrieb. Früher hatte man jahrein, jahraus, Sommer und Winter, gleichmäßig zu thun, das Bißchen Mehr während der Ernte kam nicht in Betracht. Es wurde Sommer und Winter emsig, aber mit Lust und Liebe und zum Wohle Aller gearbeitet.

Jetzt liegt die Sache anders. Auf den großen Gütern arbeitet man mit allerlei Maschinen, mit deren Hülfe (da ja kolossal viel Sammelarbeit in ihnen steckt) man die ganzen Ernte- und sonstigen Arbeiten in kürzester Zeit verrichtet.

Natürlich wandern die ortsansässigen Landarbeiter nach und nach aus, weil sie dauernde Beschäftigung und damit dauernden Verdienst brauchen. Zu den Maschinen-Ernte-Arbeiten braucht man aber immerhin eine große Zahl Arbeiter; da sie nicht vorhanden sind, beschafft man sie sich, indem man Soldaten, ausländische Arbeiter und entlassene Sträflinge zur Arbeit heranzieht, alles Menschen, die möglichst schnell viel Geld verdienen wollen, aber nicht das geringste Interesse für die

Arbeit haben. Die meisten dieser Arbeiter, die ausländischen, die sonst aus dem eigenen Lande zusammengetrommelten Arbeiter und die entlassenen Gefangenen können auch kaum mit Lust und Liebe arbeiten, da sie ja meist wie Gesindel behandelt werden. — Den kleinen Landwirthen, die ohne Maschinen arbeiten, laufen auch die Arbeiter fort, weil der kleine Landwirth noch weniger als der Großgrundbesitzer an Lohn zahlen kann. Das platte Land verliert auf diese Weise nach und nach alle seine ansässigen und tüchtigen Arbeiter, es bleiben meistens die schwächlichsten und untüchtigsten zurück, und mit Hülfe dieser letzteren müssen nun alle laufenden Winter- und Sommerarbeiten verrichtet werden. Das Ende ist, daß man auch außer der Erntezeit infolge Arbeitermangels kolossal schuften und während der Erntezeit manchmal die nöthigsten Arbeiten liegen lassen muß.

Was machen die Arbeiter, welche vom Lande nach den großen Städten oder nach Industriebezirken ziehen? Finden sie sofort dort Arbeit, wo sie gebraucht werden: bei der Herstellung der Kraftsammler, der Maschinen? Leider nicht. Ein Landarbeiter versteht doch nichts von der Maschinenfabrikation, er weiß von dieser Fabrikation kaum etwas, bemüht sich demnach auch garnicht dort um Arbeit, wo seine Hände nöthig gebraucht werden. Er wandert überhaupt nicht sofort aus, wenn er in seinem Heimathsdorf keine Arbeit mehr findet, er weiß doch nicht, woran es liegt, daß es ihm schlecht

geht; er verhungert erst dreiviertel, und kehrt dann erst seiner Heimath den Rücken. Ein Zeitungsredacteur wandert doch auch nicht gleich aus und sucht sich Landarbeit, wenn er keinen Redacteurposten mehr findet! Er sucht so lange nach Redactionsarbeit, bis er vollständig heruntergekommen ist, dann stiehlt er vielleicht, wird darauf bestraft, entlassen — und verrichtet dann vielleicht als entlassener Sträfling Landarbeit. Ein brotlos gewordener Landarbeiter wird nie sofort Industriearbeiter werden. Er wird erst vollständig herunterkommen, erst entsetzlich leiden müssen, und wird vielleicht in seinen Kindern und Enkeln erst Industriearbeiter.

Ebenso umgekehrt. Der Industriearbeiter hat tüchtig gearbeitet, er hat für die Landwirthe Tausende von Kraftsammlern geliefert und muß nun pausiren. Er muß warten, bis wieder Bedarf in landwirthschaftlichen Maschinen da ist. Inzwischen will er aber doch leben! Jetzt müßte er schnell nach Ostpreußen auswandern und landwirthschaftliche Arbeiten verrichten. Das kann doch aber Niemand von ihm verlangen; er versteht doch nichts von Landarbeit und kann doch mit seiner Familie nicht fortwährend hin- und herwandern. Er kann auch nicht gleich Schuhmacher, oder Lehrer, oder Arzt, oder Straßenfeger, oder Schutzmann, oder Buchhalter werden! Er hofft, wie jeder andere Stellungslose auch, daß er in seinem Beruf bald wieder Arbeit findet, findet sie natürlich nicht, da die „Entwickelung“ andere Bahnen eingeschlagen

hat und die Arbeiten, die er verrichten kann, überhaupt nicht mehr verrichtet werden. Erst seine Kinder oder Enkel sind im Stande, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

So werden alljährlich Tausende von Existenzen vernichtet. Das Saisonarbeiten, das nur bei dem Vorhandensein von Maschinen bestehen kann, das erst infolge des Vorhandenseins von Kraftsammlern in's Leben getreten ist, zwingt die Menschen, an einer Stelle plötzlich kolossale Kraft-Sammelarbeit zu leisten, an einer anderen Stelle wieder plötzlich kolossale Kraftentladungen vorzunehmen, dabei dann die Menschen fortwährend hin- und herzujagen. Da wird in der Großstadt ein Reichstagsgebäude gebaut, die Arbeiter in den Steinbrüchen haben kolossal zu thun — nachdem das Haus fertig ist, können die Arbeiter betteln gehen. Da wird auf einer Werft ein Riesendampfer gebaut — nachdem er fertig ist, jagt man die Arbeiter fort. Da baut man einen Kanal, wobei 100000 Menschen beschäftigt sind — nach der Eröffnung überläßt man es den Arbeitern, irgendwo Unterkunft als Professor, als Uhrmacher oder als Minister zu finden u. s. w. Fortwährend fliegen Menschen auf die Straße, weil man nur Arbeiten macht, wo man gezwungen ist, plötzlich für längere Zeit oder für immer Feierabend zu bieten.

Natürlich kommen die Menschen bei dieser Art zu arbeiten nicht nur körperlich, sondern auch sittlich vollständig herunter. Das angestrengte, hastige

Arbeiten, die Sorge um die Zukunft, das viele Hungern ruiniren den Körper, und die Unlust, mit der man arbeitet, verdirbt die Seele.

Beim ruhigen Hintereinander-Arbeiten ohne Maschinen, immer an demselben Ort, schafft der Mensch mit Lust und Liebe. Er hat täglich dieselben Bedürfnisse, aber auch täglich dieselbe Arbeitskraft und Arbeitszeit; er befriedigt täglich seine Bedürfnisse, indem er einfach seine Arbeitskraft in der ihm zur Verfügung stehenden Arbeitszeit ausgiebt. Nie kann er arbeitslos werden, nie kann sich das Arbeitsquantum vergrößern, nie hat er nöthig, andersartige Arbeiten zu machen, nie braucht er den Arbeitsort zu wechseln. Beim ruhigen Hintereinander-Arbeiten ohne Maschinen ist der Mensch der Leiter seiner Geschicke, beim Saisonarbeiten mit Maschinen ist der Mensch der Sklave seiner Maschinen und seiner dadurch veranlaßten Arbeitseinrichtungen. Die Erfindung der Maschinen- und Saisonarbeit hat den Menschen zum Landstreicher und Arbeitsbettler gemacht, der sofort zur Stelle sein muß, wenn irgend eine Arbeit, und wenn es die gemeinste und unnöthigste ist, verrichtet werden soll. Wenn ein Kanal durch ganz Europa gebaut werden soll, wenn eine Bahn über, unter oder durch einen Berg gebaut werden soll, wenn eine städtische Untergrundbahn oder eine Brücke über Berlin gebaut werden soll, der Arbeitsbettler hat sofort zur Stelle zu sein und zu arbeiten, und er hat sofort, wenn die Arbeit fertig ist, wieder um neue Arbeit zu betteln, und

hat sich zu bedanken, wenn man ihn dann in Bleibergwerke oder in eine Schwefelgrube steckt. —

Der Mensch soll mit Lust und Liebe arbeiten. Die Arbeit ist da zur Erhaltung, Veredelung und Belustigung der Menschen. Jede Arbeit soll dem Menschen Spaß machen, auch wenn er dabei schwitzt (die Kinder schwitzen auch beim Spielen), jede Arbeit soll seinen Körper und seinen Geist bilden, und jede Arbeit soll ihm Nahrung, Kleidung, Wohnraum oder sonst Nöthiges schaffen.

Der moderne Mensch arbeitet aber nur, um Geld zu verdienen, und um sich für das Geld dann etwas kaufen zu können. Es wird irgend etwas gemacht, wofür man Geld bekommen könnte, manchmal das Dümmste und Schädlichste, und es wird dabei dann nicht gearbeitet, sondern geochst.

Der moderne „Kulturmensch" erhebt sich nicht durch seine Arbeit, er erniedrigt sich. Er empfindet das Arbeiten nicht als eine Wohlthat, sondern als eine Strafe. Was er macht, braucht er nicht, was er braucht, macht er nicht; das Schindluder seiner eigenen Einrichtungen, beschimpft er sich täglich durch Verrichtung der niedrigsten Arbeiten.

Robotarbeiten.

In früheren Zeiten wurden namentlich wohl die Landbewohner sehr häufig von den Herrschenden zur Leistung allerhand schwerer Arbeiten gezwungen.

Man zwang die Bauern, Burgen zu bauen, große Mauern aufzuführen, Wälle zu graben u. s. w. u. s. w. Robotarbeiten wurden diese Arbeiten genannt.

Wenn der liberale Bürgersmann irgend wo eine dicke, alte Mauer sieht, dann erzählt er seinen Mitmenschen von den Schrecknissen früherer Zeiten, von Raubrittern, welche den Landmann knechteten und zwangen, Frohndienste zu leisten und unter schweren Mühen solche dicke Mauern aufzuführen.

Daß das arbeitende Volk heute hundertmal so viele und so schwere Frohndienste leisten muß, daß der größte Theil aller modernen Arbeiten weiter nichts als gemeinste Robotarbeit ist, davon sieht und weiß der moderne „Kulturmensch“ nichts.

Wir geben zu, daß die Bauern beim Aufführen der Ritterburgen tüchtig geschwitzt haben — die modernen Arbeiter müssen aber noch ganz anders schwitzen, so schwitzen, daß sie es als eine Erholung betrachten würden, wenn sie Ritterburgen bauen könnten.

Nahe eine Million Menschen ist in Deutschland allein in den Bergwerken, in erster Linie bei der Kohlenförderung, thätig. Ist es keine Robotarbeit, 8—10 Stunden täglich 500—1000 Meter tief in der finsteren Erde zu schuften, um Kohlen zu suchen?! Ist es ein menschenwürdiges Loos, den schönsten Theil des Lebens, das Tagesleben, unter Tage zu verbringen?! Und machen die

Menschen diese Arbeiten etwa freiwillig? Der Hunger treibt sie dazu! Aber nicht der Hunger allein — der gebildete Kulturmensch, der das Kohlenfördern so schön und nothwendig findet, würde lieber verhungern, als Kohlen buddeln gehen — auch die Unbildung, die ihnen von der modernen „Kulturmenschheit" im Interesse der Sache direct angezwungene Rohheit ist es, welche sie dazu treibt, solche Arbeiten zu verrichten.

Da ist vor einigen Jahren oben im Norden Deutschlands ein Kanal, eine Wasserstraße von der Nord- nach der Ostsee fertig geworden. Zehn Jahre oder länger hat man an dem „Kulturwerk" gearbeitet. Ja, waren die schweren Arbeiten, die hier zu verrichten waren, etwa etwas Anderes, als Robotarbeiten? Haben die im heißen Sonnenbrand oder bei Sturm und Wetter arbeitenden Menschen etwa einen Genuß von ihrer Arbeit gehabt? Oder haben sie jetzt vielleicht einen Genuß davon, haben sie irgend einen Lebensvortheil davon, daß der Kanal besteht? Die bei dem Kanal beschäftigt gewesenen, aus aller Herren Länder zusammengezogenen Menschen haben die gemeinsten Robotarbeiten geleistet, weiter nichts.

Alle die großen „Kulturwerke", alle die Eisenbahnen, alle die Schiffe, alle die großstädtischen Einrichtungen, alle Kanäle, alle Riesenbrücken, alles dies sind Werke der zum Frohndienst gezwungenen Volksarmen. Alle diese Sachen würde es nicht geben, wenn die Gebildeten und Besitzenden sie

machen müßten, und alle diese Sachen würde es auch nicht geben, wenn man nicht ein so wundervolles Mittel erfunden hätte, die Robotarbeiten zu erzwingen.

Früher zwang man die Menschen zu Sklavenarbeiten, machte sie in anderen Ländern zu Leibeigenen und zwang sie hier auch, bestimmte Arbeiten zu verrichten. Aber man zwang sie zur Arbeit; man fragte sie nicht, ob sie arbeiten wollten, man ließ sie auch nicht hungern, bis sie von selbst kamen, man zwang sie! Das ist schlimm; aber lange, lange nicht so schlimm, wie die moderne Art, die Menschen zur Verrichtung bestimmter Arbeiten zu bewegen.

Der moderne geistige „Edelmensch" läßt seine Mitmenschen einfach hungern und überträgt ihnen dann, wenn sie um Brot betteln, alle die vorhin erwähnten Schmutzarbeiten. Auf den ersten Blick erscheint der moderne Besitzende viel nobler als die Herren früherer Jahrhunderte, beim genauen Hinsehen entpuppt er sich jedoch als der denkbar gemeinste Mensch. Er zwingt keinen zur Arbeit, im Gegentheil, er zwingt eine ganze Anzahl Menschen zum Nichtsthun. Jeder ist frei. Aber er giebt ihnen auch nichts zu essen — folglich müssen sie kommen.

Während man die Armen früher zwang, meistens vernünftige Arbeiten, wie die Plantagenarbeit in Amerika und die Ackerarbeit in Deutschland, zu verrichten, zwingt man sie jetzt, zu bitten,

gemeine Robotarbeiten wie Kanalbauten ꝛc., machen zu dürfen. Früher ein Zwang zur vernünftigen Arbeit, jetzt ein Betteln-lassen um unvernünftige Arbeit! — Die modernen Volksfreunde nennen das einen Fortschritt in der Gesittung. —

Schimpflicher als im modernen Leben hat wohl nie der Mensch den Menschen behandelt. — —

Kulturfexe.

Wer zwingt die Menschen zu den im vorigen Kapitel gekennzeichneten Robotarbeiten?

Meist die Kapitalisten. Das Kapital ist immer mobil; es will und muß arbeiten. Die Kapitalisten sind also gezwungen, fortwährend nachzudenken, wo sich wohl „Kulturwerke" verrichten ließen, wo man einen Riesenkanal, einen himmelstrebenden Thurm, eine Brücke über eine Meerenge, eine sibirische Eisenbahn ꝛc. bauen könnte.

Den Kapitalisten ist ihr Beginnen nicht so sehr übel zu nehmen. Sie sind kühl denkende Geschäftsleute, die nur verdienen, nur unternehmen wollen; sie wollen gar keine besonders guten Menschen, gar keine guten Christen sein.

Anders die „Gebildeten". Sie machen Anspruch darauf, „Idealmenschen", „Vollmenschen", „Liebemenschen" zu sein; sie geben vor, dem „Urbilde Christi" nachzuleben; sie nennen sich „Volks-

freunde", „Volkserlöser", sie schreien nach „Freiheit", nach „Brüderlichkeit", „Gleichheit", nach „Menschenwürde" 2c. Alles, was sich gebildet, namentlich akademisch gebildet nennt, meint, „ein Herz für das Volk" zu haben, opfert sich durch Vorträgehalten und Bücherschreiben auf, um „das unglückliche Volk aus seinen Ketten zu erlösen." Von diesen Herrschaften müßte man doch nun verlangen können, daß sie den Kapitalisten in die Arme fallen und sich ein weiteres Vordringen auf dem falschen Wege verbitten.

Was thun aber die Akademiker? Was thun die liberalen Volksführer, die Journalisten, die Dichter und Denker? Nun, sie finden alles das, was die Kapitalisten zur Unterdrückung und Knechtung des Volkes thun, hübsch und bewunderns-würdig. Wo nur irgend sich ein „Kulturwerk" ankündigt, gleich ist die „Bildung" da und feiert den Erfinder und seine Idee. Ob das Werk nöthig ist, ob die unmenschlichsten Arbeiten zu seiner Vollbringung zu verrichten sind, ob das Volk sich dabei zu Tode rackert — alles gleich: ein Kulturwerk, folglich ist alles andere Nebensache.

Natürlich ist alles andere nur deshalb Nebensache, weil ja der Gebildete bei der Arbeit keinen Finger zu rühren braucht. Würde man eine Anzahl Professoren zwingen wollen, Frau und Kinder auf Jahre zu verlassen (mit der Aussicht natürlich, daß die Frau in der Zwischenzeit mit einem andern Manne verkehrt und die Kinder schlecht erzogen

werden), um bei einem Kanalbau unter schlechtester Behandlung, bei schlechtestem Lohn, in Wind und Wetter zu schuften — die Herren würden plötzlich auf alle „Kultur" pfeifen.

Aber der Gebildete braucht ja nicht Hand anzulegen — folglich hilft er den Kapitalisten bei der Unterdrückung des Volkes. Anstatt die Menschen so gesittet zu machen, daß sie sich weigern, unnöthige Arbeiten zu verrichten; anstatt dann die Arbeitszeit so zu kürzen, daß alle Menschen bei nothwendigen und vernünftigen Arbeiten Verwendung finden können — statt dessen läßt man es ruhig geschehen, daß die bei vernünftigen und unvernünftigen Arbeiten Beschäftigten übermenschlich angestrengt werden, so angestrengt werden, daß eine große Zahl Arbeiter arbeitslos bleibt, und daß die Arbeitslosen immer wieder zur Verrichtung von „Kulturarbeiten" herangezogen werden.

Die Gebildeten können es nicht einsehen, daß es ein blödsinniger Zustand ist, wenn ein Mensch Arbeit sucht — in einer Welt, wo jeder Bedürfnisse hat und wo die Bedürfnisse nur durch schwere Arbeit befriedigt werden können. —

Die nachfolgende kleine Notiz, die wir einer „Umschau" des „Berliner Lokal-Anzeigers" vom 12./9. 97 entnehmen, zeigt die Gebildeten in einer Extra-Beleuchtung. Wir entnehmen derartige Notizen mit Vorliebe dem „Berliner Lokal-Anzeiger." Das Blatt versteht es, das zu sagen, was der gebildete liberale Bürger fühlt und denkt; was in dem

B. L.-A. steht, kann man immer als die Ansicht der großen Masse der Gebildeten ansehen. Das Blatt schreibt:

. . . .

Trostvoll kündigt sich in den Niederlanden ein großes Kulturwerk an. Das neue liberale Ministerium beschäftigt sich ernstlich mit dem Projecte der Trockenlegung der Zuidersee. Ein imposanter Kampf des menschlichen Genies gegen die rohe elementarische Gewalt! Dreizehn Jahre Arbeit hat die Trockenlegung des Harlemer Meeres gekostet, die 1853 vollendet war; jetzt trägt der Boden gute Frucht, und ausgedehnte Wiesenflächen dienen der lohnenden Viehzucht. Der Zuidersee genannte Meerbusen ist sehr viel größer, etwa 57 Quadratmeilen umfassend, aber die Technik ist auch gewachsen. Das Werk verspricht vielen Tausenden Arbeit, und nach seiner Vollendung wird für eine großartige und dankbare Colonisation die Bahn eröffnet sein.

„Das Werk verspricht vielen Tausenden Arbeit!" Zuerst freut sich also der Gebildete, daß der Mensch, der schon von der Natur gezwungen wird, schwer zu arbeiten, um seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, der also schon Natur-Zwangsarbeiten verrichtet, nun plötzlich „Arbeit findet"! Dann aber die Hauptsache: Der Gebildete freut sich, daß ein großer See zugeschüttet wird und damit Kulturland gewonnen wird! Wenn alles

kulturfähige Land der Erde in Bebauung stände, die Menschheit aber keine ausreichende Nahrung mehr fände, also nach neuem Boden Umschau halten müßte, dann wäre es ja leider nöthig, den See zuzuschütten, und trostvoll, wenn man die Kräfte dazu hätte. Aber so liegt ja die Sache bekannterweise nicht, es ist ja augenblicklich Ueberfluß an bebautem Boden vorhanden, und es wird ja auf diesem Boden so viel Nahrung gebaut, daß sich die Landwirthe der verschiedenen Länder schlagen, um ihre Producte nur los zu werden! Die Nahrung verfault manchmal direct, weil sie nicht abgesetzt werden kann!

Weil also zu viel Nahrung (d. h. im Verhältniß zu den herabgedrückten Ansprüchen des hungernden Arbeiters zu viel) producirt wird, weil die Landwirthe ihre Producte nur mit Mühe und Noth loswerden, weil man deshalb große Strecken Landes brach liegen lassen muß — deshalb ist es nöthig, einen 57 Quadratmeilen großen See zuzuschütten und neuen Kulturboden zu schaffen! —

Ein moderner Sport.

Der Naturmensch befriedigt seine Bedürfnisse, indem er arbeitet, genau wie der Kulturmensch; er hat nur, da er weniger Bedürfnisse hat, weniger zu arbeiten als dieser. Will der Naturmensch nun zur Befriedigung irgend eines Bedürfnisses arbeiten,

dann hindert ihn natürlich Niemand daran, man hilft ihm vielleicht noch wollen, wenn er vielleicht zu schwach will. Will er aber nicht arbeiten, dann zwingt ihn die Natur zur Arbeit, indem sie seinen Magen knurren läßt.

Im modernen Leben ist es etwas anders. Der moderne Mensch hat kolossale Bedürfnisse, folglich auch kolossal viel Arbeit. Diese viele Arbeit will er auch ganz gern verrichten, er stellt sich täglich zur Arbeit. Es liegt bis hierher wie früher: auf der einen Seite drängende Arbeit, auf der anderen die Menschen, welche sie verrichten wollen. Aber von nun ab wird es anders. Jetzt kommt der Gebildete und arrangirt ein kleines Kulturspielchen. Das geistlose Hungerhaben und dann einfache An-die-Arbeit-stürzen, um Nahrung zu schaffen, genügt ihm nicht, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sagt er, er braucht auch Unterhaltung, Aufregung u. s. w.

Man errichtet einen großen Sportplatz, packt an das eine Ende die zu verrichtende Arbeit, an das andere Ende das hungernde Volk und stellt sich selbst in die Mitte. In der Mitte, vor den Tribünen der Gebildeten, errichtet man eine Anzahl tiefer und breiter Wassergräben, ferner Stacheldrahtzäune und hohe Mauern.

Jetzt beginnt das Spiel. Das hungernde Volk schreit laut nach Arbeit; da diese keine Beine hat, also nicht zum Volk kommen kann, muß das Volk zur Arbeit kommen. Dabei sind natürlich die oben

genannten Hindernisse zu nehmen. Auf ein Trompetensignal stürzt das Volk nach der Mitte, zuerst nach den hohen Mauern, um sie zu überklettern. Das gelingt aber nur den Stärkeren, die Schwächeren stürzen fortwährend wieder herunter, was allemal bei den das Spiel leitenden Herrschaften einen Ausruf des Bedauerns, ein „ach, der arme Mensch!" veranlaßt. Die, welche das erste Hinderniß glücklich genommen haben, stürmen nun, immer vom Hunger getrieben, weiter und kommen jetzt an die Wassergräben. Wieder kommen nur die Stärksten durch, die Schwächeren kehren wieder um und verhungern, oder versuchen es nochmal und ertrinken. Natürlich wird das Ringen jedes Einzelnen von den Spielleitern genau verfolgt, und natürlich werden die Armen, welche beim Wettlauf umkommen, wieder allgemein bedauert. Auch ist man auf den Tribünen nicht müßig; man veranstaltet sofort Wohlthätigkeitsbazare für die nicht Weiterkommenden, befestigt dort, wo einer ertrunken ist, einen Rettungsring, wirft auch den unten Ringenden ab und zu ein gutes Buch zu („Ueber Erziehung", „Die häusliche Gesundheitspflege", „Die Wunder des Meeres" ꝛc.), läßt auch sehr oft einige der Schwächsten zu sich heraufkommen und veranstaltet mit ihnen „Volksabende" u. s. w. Die, welche glücklich durch's Wasser gekommen sind, stürmen — nein, kriechen nun, zu Tode ermattet, weiter und kommen nun an die Stachelzäune. Hier braucht man keine große Kraft mehr — aber

es piekt! Da man aber die Arbeit jetzt schon dicht vor Augen hat, und da von den Tribünen darauf aufmerksam gemacht wird, daß man für sein muthiges Kämpfen um Arbeit nun auch viel, sehr viel Arbeit, nicht zu bewältigende Arbeit bekommt, so nimmt man unter Schmerzgebrüll auch noch das letzte Hinderniß, um dann todesmatt über die viele Arbeit herzustürzen und sich hier natürlich in kürzester Zeit todt zu arbeiten. — Am anderen Tage wird dann in den Zeitungen geklagt, „wie schwer es sei, Arbeit zu finden," „wie schwer die Menschen kämpfen müßten, um Arbeit zu finden," und wie Viele trotz größter Anstrengung nicht bis zur Arbeit gelangen könnten, und wie das Verbrechen täglich zunähme, indem die Menschen versuchten, außerhalb des Spielplatzes, also ohne schwere Arbeit — Arbeit zu finden. Und dann werden allerhand Rathschläge ertheilt, wie man wohl besser die Hindernisse nehmen könnte. Den Männern wird empfohlen, besser turnen zu lernen, sich „mehr Bildung" anzueignen, gute Bücher und Zeitungen zu lesen, sich zu organisiren u. s. w. Für die Frauen empfiehlt man eine „Normal-Kleidung", außerdem eine bessere häusliche Erziehung u. s. w. – — —

Es ist zum Lachen — aber es ist wirklich so, wie wir es in vorstehendem Bilde zeigen. Auf der einen Seite drängende Arbeit, auf der anderen die Menschen, welche zur Arbeit drängen, und in der Mitte eine blödsinnige, von Freiheit, Gleichheit

und Brüderlichkeit träumende Gesellschaft, welche Arbeit und Menschen auseinanderhält. Während der Naturmensch einfach zur Arbeit geht und sie verrichtet, errichtet der moderne Kulturmensch zwischen Arbeit und Mensch fortwährend Hindernisse, beklagt die armen Menschen, welche diese Hindernisse nehmen müssen, und zerbricht sich den Kopf, wie sich die Hindernisse, die er täglich selbst neu aufstellt, wohl beseitigen ließen.

Während das Vieh, so lange genügende Nahrung wächst, sich bestens nährt, alle seine Verhältnisse in mustergültiger Weise regelt, stellt sich der Kulturmensch hin und ohrfeigt sich selbst täglich, und grübelt dann nach, wie er wohl vermeiden könnte, daß er von sich selbst täglich Ohrfeigen bekommt.

Entwickelung.

Der liberale Bürger nennt Alles, was die Menschen thun — Entwickelung. Die Menschen mögen das Allerdümmste, das Unverständlichste vollbringen, der liberale Bürger nimmt einfach eine Summe solcher Thaten zusammen — und nennt diese Sammlung von Menschenthaten dann „Entwickelung". Ein Kind macht seine Schularbeiten nicht, muß dafür nachsitzen, kommt infolgedessen zu spät nach Hause und kann dem Vater das Essen nicht mehr rechtzeitig nach der Arbeitsstätte tragen — der Vater bleibt ohne Mittagessen,

am Abend giebt es Krach! Wir sehen in dem Ganzen die bedauerlichen Folgen einer Nachlässigkeit — der liberale Bürger nennt den ganzen Vorgang „Entwickelung". Wir nehmen den Vorgang allerdings als eine historische, nicht mehr zu ändernde Thatsache hin, halten es aber für falsch, daß ein Kind seine Schularbeiten nicht macht und dadurch den Vater um das Mittagessen bringt, und dringen darauf, daß so etwas nicht zum zweiten Male vorkommt. Der liberale Bürger sieht in dem Ganzen das Wirken eines „heiligen Entwickelungsgesetzes", dem sich der Mensch unbedingt zu fügen hat!

Wer eine That begehen will, wird, je nachdem sie ein liberales oder antiliberales Gesicht zeigt, von den Liberalen gelobt oder auf's Heftigste angegriffen; ist die That aber vollbracht, dann handelt es sich um „Entwickelung", dann ist sie einfach „die Grundlage zu weiteren Thaten". Würde ein Schuljunge erzählen, er wolle keine Schularbeiten machen um damit die oben genannten Nachtheile für den Vater zu schaffen, er würde sofort auch von den Liberalen tüchtig geprügelt werden — nachdem diese Schuljungen-That aber vollbracht ist, hat sie als Grundlage für neue Thaten zu gelten!

Der größte Blödsinn und die größte Niederträchtigkeit sind „Entwickelung" — sobald sie begangen sind! Man denkt nicht mehr daran, daß es sich überall um Menschenthaten handelt, daß der Mensch, nur der Mensch, das Menschenleben gestaltet, sondern

man sieht in jeder vollbrachten Menschenthat etwas Gottgewolltes, das kein Mensch für falsch halten darf.

Die Entwickelung des Kapitalismus ist nach den Liberalen auch etwas Gottgewolltes. Ein Mensch leiht Geld aus und nimmt Zinsen dafür, ein Mensch begeht also eine einfache Menschenthat, um die sich kein Gott kümmert. Jeder vernünftige Mensch weiß, daß es falsch ist, Zinsen zu nehmen, Geld zu nehmen, ohne etwas dafür zu leisten, und verurtheilt diese Handlungsweise des ersten Kapitalisten-Menschen. Der liberale Bürger sieht in dieser That des ersten Kapitalisten-Menschen auch eine einfache Menschenthat und verurtheilt diese Menschenthat auch. Der erste Kapitalist sammelt durch dieses Geldverleihen und Zinsennehmen nach und nach ein Vermögen von 100 000 Mark; mit diesen 100 000 Mark fängt er einen Großbetrieb, eine mechanische Weberei an. Da er viel Kapital hat, kann er kolossal billig liefern, er kann, wenn er will, 100 000 Mark verschenken! Er verschenkt aber nur 50 000 Mark, kann dafür aber auch schon so billig liefern, daß alle Handweber in seinem Bezirk zu Grunde gehen; wer wird für ein Stück Stoff noch 20 Mark geben, wenn es plötzlich für 10 Mark zu haben ist?! Natürlich verschenkt der Unternehmer, wie wir in früheren Kapiteln genau nachgewiesen haben, nicht das Geringste, er giebt seinen Abnehmern nur die Hälfte desjenigen in Gestalt billiger Fabrikate zurück, was er ihnen vorher

in Gestalt von Zinsen abgenommen hatte. Der Mann handelt nun schon zum zweiten Mal menschlich und falsch. Zuerst hat er den Leuten beim Geldverleihen Zinsen abgenommen und nichts dafür geleistet, jetzt giebt er nur die Hälfte der Zinsen zurück, bringt aber zugleich alle armen Weber in seinem Bezirk an den Bettelstab. Jeder vernünftige Mensch sieht auch hier wieder nichts Gottgewolltes, sondern eine einfache, von gemeinster Habsucht dictirte Menschenhandlung, und jeder vernünftige Mensch findet diese Menschenhandlung falsch und menschenfeindlich. Auch der liberale Bürger sieht in diesem Vorgehen des ersten Kapitalisten nur das Vorgehen eines Menschen und verurtheilt dieses Menschen-Vorgehen. Der Kapitalist geht aber weiter; er verwandelt seinen Betrieb in eine Actiengesellschaft und giebt für eine Million Mark Actien aus; da die Fabrik „mit Aufträgen überhäuft ist", finden die Actien zu einem Kurse von 200 pCt. Abnahme; der Betrieb bekommt also zuerst eine Million Mark auf die Actien, die nie, wie wir an anderer Stelle gezeigt haben, zurückgezahlt werden, und bekommt dann noch eine Million Mark, das Aufgeld, direct geschenkt. Jetzt kann der Mann natürlich kolossal billig liefern. Jetzt macht er erst sämmtliche Handweber im Staat zu Bettlern, dann — macht er sich an die Verspeisung der Konkurrenz. Es haben nämlich eine Reihe anderer Zinsnehmer auch, ganz in derselben Weise, Großbetriebe angefangen, und haben

auch, mit Hülfe geschenkten Geldes, ihre Fabrikate halb verschenkt. Diese Konkurrenten werden, da sie nicht so viel Kapitalien zusammengebracht haben wie unser Großkapitalist, todt gemacht. Aber einige sehr große Betriebe haben sich erhalten und machen nun unserem Großkapitalisten empfindliche Konkurrenz. Was macht er? Er einigt sich mit seinen Konkurrenten, gründet mit ihnen einen „Ring", einen General-Großbetrieb. Und dieser General-Großbetrieb zieht nun sämmtliche den Armen des Landes abgenommenen Zinsen an sich, liefert dafür kolossal billig und richtet dadurch Alles, was ohne Kapital, also mit seinen Händen arbeiten muß, zu Grunde.

Wir haben hier kurz gezeigt, wie der Kapitalismus entsteht. Zuerst ist er Menschenwerk! Kein Gott hat ihn gewollt, kein Naturgesetz hat sein Entstehen erzwungen. Ein Mensch hat sich bereichern wollen und hat sich dann bereichert, genau wie ein Dieb stehlen will und dann stiehlt. Derselbe Mensch hat dann durch diese seine Handlungsweise einen Theil seiner Mitmenschen, die Weber, in's Unglück gestürzt, derselbe Mensch hat dann durch Ausgabe von Actien sich noch mehr bereichert, und durch noch billigere Lieferung von Waaren noch mehr arme Weber und dann noch eine Anzahl Mitsünder ruinirt. Derselbe Mensch hat sich dann mit seinen größten Gegnern vereinigt, und mit diesen dann alle kleineren Konkurrenten und alle Handweber zu Grunde gerichtet. Es hat sich

nichts „entwickelt“, sondern es ist etwas von Menschen gewollt und dann von Menschen ausgeführt worden. — Dann handelt es sich um das Menschenwerk eines schlechten Menschen. Es ist schlecht gehandelt, Geld (Zinsen) zu nehmen, ohne dafür etwas zu leisten. Es ist ferner schlecht gehandelt, dadurch, daß man dieses Geld zum Theil wieder in Form zu billig gelieferter Fabrikate verschenkt, einen Theil seiner Mitmenschen zu Bettlern zu machen. Es ist schlecht gehandelt, in dieser Richtung immer weiter zu gehen und immer mehr Handarbeiter zu ruiniren. — Dann handelt es sich um das Menschenwerk eines dummen Menschen. Alles, was unsittlich ist, ist auch dumm: jede unsittliche That bringt früher oder später, nicht nur den Opfern, sondern auch dem schlecht Handelnden selbst Nachtheil und schließlich den Untergang.

Der liberale Bürger weiß ebenfalls, daß es sich bei der Entstehung des Kapitalismus um Menschenthaten handelt, daß kein Gott den Kapitalismus in die Welt gesetzt hat. Er weiß auch, daß diese Menschenthaten schlechte Thaten waren, und verurtheilt diese Thaten. Er sieht in jeder einzelnen Handlung bei Hervorbringung des Kapitalismus eine Menschenthat und verurtheilt jede einzelne That des Kapitalistenmenschen — aber wohlverstanden: das thut er Alles nur vor Vollbringung der Thaten!

Nachdem die Thaten vollbracht sind, nachdem diese Menschenthaten, diese schlechten, dummen

und unsittlichen Thaten eines Menschen vollbracht sind, sind es nicht mehr schlechte, dumme und unsittliche Menschenthaten, sondern „gottgewollte Entwickelung“. Diese vollbrachten Thaten darf nun kein Mensch mehr schlecht und falsch nennen, die durch diese vollbrachten schlechten und falschen Thaten geschaffenen Zustände haben nun als richtige, entwickelungsgewollte, zu gelten.

Mit Bezug auf diese von Menschen vollbrachten schlechten und falschen Thaten schreibt der „Vorwärts“ („Lehren der Gewerbezählung“, Nr. 266, vom 13. 11. 97):

> . . . . . Hier haben sie einen schlagenden Beweis, daß all ihren Versuchen zum Trotz die wirthschaftliche Entwickelung sich stärker gezeigt hat, als ein noch so mächtiger menschlicher Eigensinn . . . . Was hilft also diese kleinliche sogenannte Mittelstandspolitik? Ist der Gang der Entwickelung zu hemmen? . . . .

Es ist also nach der Ansicht des „Vorwärts“ „menschlicher Eigensinn“, wenn sich die Menschen gegen die Thaten eines niedrig und dumm handelnden Mitmenschen wehren! Wenn ein Mensch überfallen und beraubt wird, dann ist es „Eigensinn“, wenn er dagegen auftritt. Wenn ein Lehrer ein Kind todtprügelt, dann ist es „menschlicher Eigensinn“, wenn die Eltern sich das nicht gefallen lassen wollen! — Und wenn Jemand bestohlen worden ist und sich nun eine Thürsicherung anbringen läßt, dann nennt das der „Vorwärts“ „kleinliche Mittel-

standspolitik", und wenn trotz dieser Thürsicherung der arme Mensch nochmal bestohlen wird, dann frohlockt der „Vorwärts", daß sich der Dieb, nein — „die wirthschaftliche Entwickelung allen (Sicherungs-!!)Versuchen zum Trotz stärker gezeigt hat", als der dumme „eigensinnige" Bürger, der sich nicht bestehlen lassen wollte. „Ist der Gang der Entwickelung zu hemmen?" fragt der „Vorwärts", kann und soll man einem Dieb Hindernisse in den Weg legen?? —

Es ist nicht unsere Absicht, mit diesen Zeilen Personen anzugreifen. Wir gönnen Jedem sein Geld, sein Glück, seine Bildung, seinen Titel 2c., alle jetzt lebenden Menschen, die armen sowohl wie die reichen, sind in die bestehenden Verhältnisse hineingeboren worden und können, einzeln, die Sache nicht ändern. Wir wollen nur klarlegen, daß nicht die lebenden, aber doch M e n s c h e n die Zustände geschaffen haben und daß diese Zustände f a l s c h sind; daß die Menschen in einem Eisenbahnzuge fahren, den M e n s c h e n hergestellt haben, der in von M e n s c h e n hergestellten Gleisen fährt, der durch von M e n s c h e n falsch gestellte Weichen auf falsche Gleise gerathen ist, und nun auch wieder lediglich durch einen menschlichen Weichensteller auf die richtigen Gleise gebracht werden kann.

Wir wollen nur klarlegen, daß es auf dieser Welt unter M e n s c h e n nur M e n s c h e n thaten giebt, daß diese Thaten gut und schlecht, richtig und falsch sein können, und daß all diese Thaten in

dem Augenblick, wo man erkennt und am eigenen Leibe fühlt, daß sie falsch sind, berichtigt werden müssen; daß es auf dieser Welt unter Menschen keine „heilige Entwickelung“, sondern nur ein Sammelsurium von richtigen und falschen, guten und schlechten Menschenhandlungen giebt, und daß man die Zustände, die sich aus diesen Handlungen „entwickeln“, nicht als naturgewollte, sondern als menschengewollte, d. h. zu $^3/_4$ als überhaupt nicht gewollte anzusehen hat.

Die Zustände sind weder gewollt, noch richtig. Die Menschheit ist durch die Dummheit und Schlechtigkeit einer Anzahl Menschen in einen Rinnstein gerathen und hat vor der Hand weiter nichts zu thun, als sich aus diesem Rinnstein herauszuarbeiten. Dieses Rinnsteinleben schön und nöthig zu finden, und darin eine Etappe auf dem Wege zur allgemeinen Glückseligkeit zu sehen, ist eigentlich schon mehr als socialdemokratisch! —

Arbeitslosen-Zählungen.

In den letzten Jahren hat man in Deutschland mehrere Arbeitslosen-Zählungen vorgenommen und noch sonst versucht, statistisches Material in Bezug auf die Arbeitslosen zusammen zu bekommen.

Wir sind der Ansicht, daß sich durch derartige Zählungen so gut wie nichts feststellen läßt. Die

Hälfte der Deutschen ist, wenn man will, arbeitslos — und doch arbeiten sie fast alle.

Was ist ein Arbeitsloser? Wir verstehen unter einem Arbeitslosen einen Menschen, der seine Arbeit verloren hat und, trotz aller Anstrengungen, in seinem Beruf, oder, wenn dieser ganze Beruf eingeht, in einem Ersatz-Beruf keine Arbeit wieder findet.

Wenn man alle Menschen zusammennimmt, die in den letzten Jahrzehnten arbeitslos geworden sind und keine Arbeit wieder in ihrem Beruf, oder in einem Ersatz-Beruf, oder wenigstens doch in einem anderen, ebenso nothwendigen Haupt- oder Ersatz-Beruf, wie der verlassene, gefunden haben, dann bekommt man vielleicht 8—10 Millionen heraus.

Alle diese Menschen sind aber, trotzdem sie thatsächlich keine Arbeit gefunden haben, nicht arbeitslos geblieben. Sie mußten doch leben, ein Mensch, der keine Kapitalien hat, verhungert doch, wenn er nicht arbeitet. Sie waren gezwungen, zu arbeiten, und haben auch bis auf eine verschwindende Minderheit gearbeitet.

Aber sie haben Notharbeiten verrichtet, Arbeiten, die Niemand verlangt, die nur gemacht werden, um irgend etwas zu verdienen. Arbeiten, die nicht nöthig sind, die Niemand verlangt, kann man aber nicht als Arbeiten bezeichnen, folglich sind die Ausüber derselben arbeitslos, d. h. ohne nützliche Beschäftigung.

Ein Maurer verliert sein Brot und kann es als Maurer nicht wiederfinden. Er ist arbeitslos. Da er leben muß, kauft er sich einen Handwagen und fängt einen Obst-Straßenhandel an. Er verrichtet damit höchst überflüssige Arbeiten, da in Markthallen und Grünkramkellern genug Obst zu haben ist. Er giebt aber zugleich einer ganzen Reihe anderer Arbeitslosen Beschäftigung dadurch, daß er einen Handwagen braucht. Alle, die an dem Handwagen arbeiten, verrichten höchst überflüssige Arbeiten, da ja schon die Arbeit, zu der der Wagen gebraucht wird, keine Arbeit ist.

Ein Maschinenbauer verliert seine Arbeit und kann ähnliche nicht wiederfinden. Er macht eine Kneipe auf und ernährt sich nun als Gastwirth, natürlich bleibt er ein Arbeitsloser; es fehlt nicht an Wirthshäusern und hat nie daran gefehlt. Er braucht natürlich eine Ladeneinrichtung, ferner Fässer, Gläser, Tische, Stühle 2c. 2c., giebt also gleich wieder einer ganzen Reihe anderer Arbeitslosen Beschäftigung; aber alles, was diese Arbeiter für den Gastwirth leisten, ist überflüssige Arbeit, da ja der Gastwirthsbetrieb schon eine überflüssige Arbeit ist.

Ein Brauereibuchhalter verliert seinen Posten. Er gründet eine neue, kleine Brauerei; leistet damit, da die alten Brauereien allen Bedürfnissen mit ihren Maschinen genügen konnten, eine überflüssige Arbeit. Zugleich giebt er aber, da er Maschinen, Pferde, Wagen, Personal 2c. 2c. braucht, Hunderten

von Arbeitslosen Beschäftigung. Natürlich sind auch die Arbeiten all dieser Menschen überflüssige Arbeiten, da ja schon die Arbeit ihres Arbeitgebers überflüssig ist. —

Der Großbetrieb stößt alljährlich eine Anzahl Menschen aus, macht alljährlich eine große Zahl Menschen arbeitslos. Es ist ihm dies möglich, weil er infolge der Verarmung der Massen immer weniger wirkliche Bedarfsartikel zu fabriciren hat, und weil er die behaltenen Arbeiter zu immer längerer und intensiverer Beschäftigung zwingt. Er stößt aber nicht nur einfache Handarbeiter, er stößt auch Kopfarbeiter aus — und er stößt auch, da sich die Betriebe immer mehr concentriren, alljährlich kleinere Fabrikanten, dann allerhand kaufmännisches und technisches Personal aus. Alle diese Menschen sind arbeitslos und müßten bei einer Arbeitslosen-Zählung auch so bezeichnet werden. Da diese Menschen aber alle leben wollen, so suchen sie sich, erdenken sich die verschiedensten Beschäftigungen, und nennen sich dann nicht mehr arbeitslos.

Ein Maurer, der einen Obsthandel angefangen hat, nennt sich nicht mehr arbeitslos; ein Tischler, der eine Kneipe aufgemacht hat, nennt sich nicht mehr arbeitslos; ein Kaufmann, der Schriftsteller oder Schauspieler geworden ist, nennt sich nicht mehr arbeitslos; und ein Schriftsteller oder Schauspieler, der sich eine Drehorgel gekauft hat und

damit Hofconcerte giebt, nennt sich auch nicht mehr arbeitslos.

Aber alle diese Menschen sind doch arbeitslos. Einmal sind sie arbeitslos, weil der ergriffene „Beruf" ein Nothberuf ist, weil sie Arbeiten verrichten, deren Verrichtung Niemand wünscht. Dann sind sie arbeitslos, weil sie bei dem neuerwählten Beruf meistens so gut wie nichts verdienen.

Ein Drehorgelspieler, der im Winter pro Tag mit Mühe und Noth 50 Pfg. zusammen bekommt, ist doch arbeitslos! Ein Maurer, der beim Obsthandel manchmal den Tag kaum eine Mark verdient, ist doch arbeitslos! Ein Kaufmann, der aus Mangel an kaufmännischer Beschäftigung schriftstellert und hier thatsächlich nur von Hoffnungen lebt, ist doch arbeitslos! Ein Schankwirth, der knapp die Ladenmiethe verdient, ist doch auch arbeitslos! Wenn man sich alle die aus der regulären Arbeit Herausgedrängten genau ansieht, dann merkt man doch sofort, daß sie fast alle nur vegetiren, nicht leben, daß die ergriffene Notharbeit kaum das zur Erhaltung des nackten Lebens Nothwendige einbringt, daß alle Notharbeiter durchschnittlich vielleicht höchstens den dritten Theil ihres früheren Verdienstes haben.

Man denke auch an die herausgedrängten Kleinhandwerker. Wir haben in früheren Kapiteln gezeigt, wie der Großbetrieb dadurch, daß er im Stande ist, seine Waaren halb zu verschenken, auch im Stande ist, den kleinen Handwerker, der kein

Geld geschenkt erhält, also auch nichts verschenken kann, vollständig todt zu machen. Die Handwerker führen nur noch ein Scheindasein, wovon sie leben und die theure Ladenmiethe bezahlen, wissen sie selbst nicht. Ja, alle diese Leute sind doch arbeitslos! Ein Mensch, der nichts verdient, ist doch arbeitslos! Und wenn einer noch so viel arbeitet — wenn er bei seiner Arbeit nichts verdient, dann ist er doch arbeitslos!

Wenn man einen arbeitslosen Maurer, der zu Weihnachten beim Handel mit Christbäumen 20 Mark verdient, arbeitslos nennt, dann muß man einen kleinen Ladenbesitzer neben Wertheim, der in der Weihnachtswoche noch 20 Mark zugiebt, doch gewiß arbeitslos nennen! —

Darauf kommt es also an. Wenn in dieser Hinsicht Statistik getrieben werden soll, dann muß man feststellen, nicht wieviel Menschen zu einer bestimmten Zeit a r b e i t s l o s sind, sondern wieviel Menschen v e r d i e n s t l o s sind! Wieviel Menschen zu einer bestimmten Zeit nur den dritten oder vierten Theil dessen verdienen, was sie bei der erlernten oder überhaupt regulären, nöthigen Arbeit verdienen würden, oder was sie zur Führung eines menschenwürdigen Lebens unbedingt verdienen müssen.

Daß die herausgedrängten Kopf- und Handarbeiter und die todtgemachten Kleinhandwerker arbeitslos, verdienstlos sind, geht schon daraus hervor, daß sie bei allen ihren Arbeiten auf die Kund-

schaft der großen, besitzlosen Volksmasse angewiesen sind. Die Reichen werden nur immer reicher, aber ihre Zahl nimmt so gut wie garnicht zu. Wenn es heute 500 und morgen 1000 Millionäre in Deutschland giebt, dann heißt das nicht, daß 500 arme Arbeiter plötzlich Millionäre geworden sind, sondern es sagt, daß 500 Dreiviertelmillionäre das „letzte Viertel" auch noch hereinbekommen haben. Die Bedürfnisse der Reichen bleiben ungefähr wie sie sind, ein Ganz-Millionär ißt nicht mehr Stullen, als ein Dreiviertel-Millionär. Alle Herausgedrängten sind, wie gesagt, auf die Kundschaft der Armen angewiesen. Was können diese Armen aber abgeben? Was hat ein Arbeiter, der gerade soviel bei regulärer Arbeit verdient, daß er sich über Wasser halten kann, was hat dieser Arbeiter noch für die irregulären Arbeiter übrig? So gut wie nichts, meinen wir.

Es giebt in Deutschland, wie wir schon sagten, bestimmt ein Heer von 8—10 Millionen Herausgedrängter, von Irregulären. Und alle diese Irregulären müssen von den Aermsten des Volkes mit durchgefüttert werden, alle diese Irregulären schmarotzen am Körper der Armen.

Man darf hier aber nicht voreilig urtheilen und Jeden, der wenig verdient, einen Schmarotzer nennen. Die Sache liegt vielfach so, daß die Schmarotzer mehr verdienen als ihre Ernährer. Ein Landarbeiter, der die nöthigsten und regulärsten Arbeiten verrichtet, verdient heute ungemein

wenig, ist aber, weil er nur nöthige Arbeiten verrichtet, kein Schmarotzer. Aber wir wollen mal eine ganze Familie von Schmarotzern vorführen, bei der Niemand ans Schmarotzen denken wird. Ein stellungsloser Commis setzt sich hin und schreibt einen Hintertreppenroman; er verrichtet eine der ekelhaftesten Schmarotzerarbeiten, denn er zieht armen Arbeiterfrauen damit den letzten Groschen Geld aus der Tasche. Der Roman muß verlegt werden, dazu gehört ein Verleger — also ein neuer Schmarotzer. Der Verleger braucht eine Geschäftseinrichtung, dazu gehören eine Anzahl Handwerker und Arbeiter, die natürlich alle schmarotzen, alle etwas von dem Groschen der armen Arbeiterfrau bekommen. Der Roman muß gedruckt werden — die Drucker und Setzer verrichten natürlich Schmarotzarbeit. Zum Drucken gehören Maschinen — alle Hersteller dieser Maschinen verrichten, soweit die Maschinen zum Druck des Romans gebraucht werden, Schmarotzarbeit. Zum Drucken gehört auch Papier — der Papierfabrikant, seine Arbeiter, ferner der Fabrikant der Papiermaschinen mit seinen Arbeitern verrichten Schmarotzarbeit, alle leben von dem letzten Groschen der armen Arbeiterfrau. Das sind aber nur die Hauptgruppen bei der Herstellung des Romans; es giebt noch Hunderte von Nebengruppen; fast alle Gewerbe des Staates sind, wenn man genau hinsieht, bei der Herstellung eines Buches betheiligt. Von diesen Schmarotzern verdienen aber einige sehr viel, bei diesem

Schmarotzen werden sogar eine ganze Menge Menschen sehr reiche Leute — und alle diese Menschen möchten es sich gewiß energisch verbitten, Schmarotzer genannt zu werden. Ein Papierfabrikant und ebenso ein Papierarbeiter halten sich für durchaus nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft.

Reguläre und irreguläre Arbeiten führen so durcheinander, daß es kaum möglich sein wird, festzustellen, wer heute nöthige, wer unnöthige Arbeiten verrichtet und wer danach in unserem Sinne arbeitslos ist. Wenn man aber nur feststellen will, wer überhaupt ohne Arbeit ist, ganz gleich, ob ohne reguläre oder ohne irreguläre Arbeit, dann stelle man einfach fest, wer verdienstlos ist, wer nicht mehr so viel verdient, um ein menschenwürdiges Dasein führen zu können. Man wird dann nicht eine halbe Million, sondern vielleicht zehn Millionen Menschen herausbekommen.

Zehn Millionen Menschen giebt es bestimmt in Deutschland, die verdienstlos, also arbeitslos sind, denn wer nichts verdient, nichts für seine Arbeit bekommt, ist eben arbeitslos. Ein Hausirer, der sich die Zunge aus dem Halse redet, aber nichts verkauft, ist trotz seiner intensiven Arbeit, arbeitslos. —

Die Folgen einer Arbeitszeit-Kürzung.

Wir haben im vorigen Kapitel gezeigt, wie sich die Verhältnisse „entwickelt" haben, in welcher Weise fortwährend Menschen von der Großindustrie ausgestoßen und damit gezwungen wurden, Nothberufe zu gründen. Sehen wir jetzt zu, wie bei einer plötzlichen allgemeinen Kürzung der jetzt üblichen Arbeitszeit die Rückwärtsbewegung sich gestalten wird.

Wir denken, es wird so zurückgehen, wie es vorwärts gegangen ist. Früher ein Zwang, Hauptberufe zu verlassen und Nothberufe zu ergreifen, jetzt ein Zwang, Nothberufe zu verlassen und zu Hauptberufen zurückzukehren. Aber das Zurückgehen wird nicht so glatt von Statten gehen, wie sich das mancher denkt; auch nicht ganz so glatt, wie wir es in dem ersten Theil unserer Schrift in dem Kapitel „Der Arbeitstag" beschrieben haben. Es wird zu mancherlei Unzuträglichkeiten kommen, wenn man daran geht, die Leute zur Aufgabe von Nothberufen zu zwingen.

Sofort nach Kürzung der Arbeitszeit in den Großbetrieben und auf dem Lande werden kolossal viel Arbeiter fehlen. Alles, was arbeitslos ist, würde also sofort Unterkunft finden können. Aber die Leute werden nicht Lust haben, jede beliebige Arbeit zu übernehmen, und wohl auch meistens nicht die Fähigkeit. Hier müßte also sehr behutsam

vorgegangen werden; man ändert doch, um den Menschen ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, nicht um die Menschen zu drangsaliren; sehen die Menschen aber in der Einführung des Neuen eine Drangsalirung, dann ist es erst nöthig, sie nach und nach zu besserer Einsicht zu bringen.

Hat man die Menschen glücklich zu einer neuen Arbeit überredet und alle untergebracht, dann wäre, flüchtig hingesehen, die Reform eigentlich schon beendet —: alle Menschen haben Beschäftigung! Mehr wollte man ja nicht.

Thatsächlich hat man aber noch kaum einen Anfang gemacht. Jetzt kommen alle die, welche einen Nothberuf haben und wenig verdienen und suchen lohnendere Arbeit. Während zu Anfang der Bewegung vielleicht ³/₄ Millionen Arbeitslose vorhanden waren, sind jetzt, nachdem man diese untergebracht hat — plötzlich vielleicht 6 Millionen Arbeitslose vorhanden.

Man sehe sich die Sache genau an: Der im vorigen Kapitel erwähnte Schankwirth nimmt, da er kein Geschäft macht, lohnendere Beschäftigung als Landarbeiter an; gleich ihm nehmen tausend Berliner Schankwirthe lohnende Landarbeit an. Natürlich machen diese 1000 Schankwirthe, indem sie ihr Gewerbe aufgeben, vielleicht 10000 Menschen brotlos. Sie machen nicht nur ihre eigenen Angestellten brotlos, sie machen auch alle ihre Lieferanten: die Lieferanten von Ladeneinrichtungen, Fässern, Gläsern, und die Lieferanten von Speisen

und Getränken brotlos. — So macht Jeder, der irgend eine Nothbeschäftigung hat, dadurch, daß er sie aufgiebt, einige Mitmenschen brotlos, genau, wie er umgekehrt früher Stellungslose beschäftigt hatte, indem er einen Nothberuf gründete.

Die ersten Folgen einer Arbeitszeit-Kürzung werden also die sein, daß nicht Arbeitslose Beschäftigung finden, sondern daß Beschäftigte, gut und schlecht Beschäftigte, arbeitslos werden, daß vielleicht 6—8 Millionen plötzlich brotlos werden!

Diese 6 — 8 Millionen könnten sofort Beschäftigung finden, da ja jetzt ruhiger, vernünftiger gearbeitet werden soll, als früher, und da ja nun vielleicht nochmal so viel an nothwendiger Arbeit geleistet werden soll wie früher, da ja jetzt vielleicht nochmal so viel an Nahrung, Kleidung und Hausrath hergestellt werden soll wie früher. Da aber in erster Zeit in alter Weise weiter gearbeitet werden wird, und da man nicht gleich an die Befriedigung der Mehrbedürfnisse des Volkes gehen wird, so werden 6—8 Millionen Menschen eine Zeitlang schwer Arbeit finden.

So wird es aussehen. Täglich werden Leute, die einen Nothberuf hatten, diesen, weil er zu wenig einbringt, aufgeben, und täglich werden Leute, die wieder von einem Nothberuf abhängig waren, ohne es zu wissen, und die dabei ganz gut verdienten, plötzlich brotlos werden und auf die vom Staat eingeleiteten Reformen schimpfen. Es wird verschiedene Hautabschürfungen geben, und

verschiedene Existenzen werden vielleicht bei der Umwälzung für immer vernichtet werden.

Das hilft aber alles nichts — man muß zurück. Einen Arm einzurenken thut auch weh, und doch muß es gemacht werden und wird gemacht. Die Hauptsache ist, zu wissen, daß man zielbewußt und richtig vorgeht und mit jeder Viertelstunde-Arbeitszeitkürzung und gleichzeitig entsprechenden Erhöhung des Einfuhrzolles dem Allgemeinwohl dient. —

Minimallöhne.

Wir halten es für unnöthig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob die Löhne steigen werden, wenn man die Arbeitszeit kürzt, oder ob man genöthigt sein wird, nach Einführung einer Maximalarbeitszeit auch einen Minimallohn festzusetzen.

Die Löhne kommen bei der Bessergestaltung der Verhältnisse sehr wenig in Betracht. Alle, welche für hohe Löhne kämpfen und Jeden glücklich preisen, der viel baares Geld verdient, machen sich eine ganz falsche Vorstellung von den Verhältnissen, die nach Einführung eines Maximalarbeitstages eintreten werden.

Weshalb braucht jetzt ein Arbeiter, namentlich in der Großstadt, so viel Geld? Einfach: weil er gezwungen ist, alles baar zu bezahlen, alles hoch zu bezahlen, alles überhaupt zu bezahlen.

Nahrung, Kleidung, Wohnung, Fahrten, Vergnügen 2c. 2c. — alles kostet baares Geld. Sehen wir uns einmal eine Berliner Arbeiterfamilie von fünf Köpfen an. Die Familie wohnt im Norden von Berlin und zahlt eine jährliche Wohnungsmiethe von 300 Mark. Der Vater arbeitet als Maurer in Schöneberg und verdient die Woche 30 Mark, die Frau wäscht nebenbei und verdient die Woche 3 Mark, der älteste Sohn ist Gürtler und arbeitet in der Wasserthorstraße für 24 Mark wöchentlich, der zweite Sohn lernt Kaufmann in einem Geschäft am Kottbuser Thor und bekommt fünf Mark wöchentlich, und eine eben eingesegnete Tochter ist Verkäuferin in einem Putzgeschäft in der Brunnenstraße und bekommt auch 5 Mark wöchentlich. Das wöchentliche Gesammteinkommen der Familie beträgt also 67 Mark, eine Summe, mit der man ganz gut leben könnte. Aber die Familie kommt nicht weiter, klappt es mal an einer Stelle nicht, dann fehlt sofort Geld. Der Vater verbraucht von seinem Wochenlohn allein für sich 15 Mark: 1 Mark ungefähr kostet die Fahrt mit der Stadtbahn, 6 Mark giebt er, da er doch Mittags nicht nach Hause kommen kann, für Mittag und Kaffee aus, die übrigen 8 Mark gehen für Bier, Schnaps, Frühstück, Cigarren 2c. drauf, wer von Morgens 4 Uhr bis Abends 8 Uhr auf den Beinen ist, hat oft Durst — und wenn es bis zum Sonnabend mal nicht 8 Mark voll werden, dann macht der Sonnabend sie voll, jeder Mensch will etwas vom

Leben haben. Der Hausherr bringt also wöchentlich fünfzehn Mark nach Hause. Der älteste Sohn verfährt die Woche mit der Pferdebahn ungefähr 2 Mark; er ißt auch in der Nähe seiner Arbeitsstelle und giebt für Mittag und Kaffee auch die Woche ungefähr 6 Mark aus; nebenbei gehen, da er einem kleinen Verein angehört, noch 11 Mark drauf, so daß er mit Mühe und Noth seinen Eltern für Wohnung, Kaffee und Abendbrot 5 Mark zahlen kann. Der zweite Sohn verfährt und verißt, da er Mittags auch nicht nach Hause kommen kann, seine 5 Mark die Woche, so daß er am Sonnabend nichts abzugeben hat. Die Tochter dagegen kommt Mittags nach Hause, giebt garnichts für sich aus, sondern ladet ihre 5 Mark jeden Sonnabend ab. Die Hausfrau bekommt also Sonnabend folgende Summen zusammen: Vater 15 Mark, sie selbst 3 Mark, der älteste Sohn 5 Mark, die Tochter 5 Mark = 28 Mark. Davon muß sie für Miethe mit diversen Steuern 2c. rund 8 Mark fortlegen, so daß ihr 20 Mark bleiben. Da sie für sich und die Tochter täglich Mittag kochen, täglich für die ganze Familie warmes Abendbrot bereiten und am Sonntag die ganze fünfköpfige Familie von früh bis spät versorgen muß, so gehen selbstredend diese 20 Mark die Woche bis auf den letzten Pfennig drauf. Will die Familie Sonntags mal ein Vergnügen mitmachen, dann fehlt es allemal an Geld, wird ein Kleidungsstück oder ein Stück für die Wirthschaft gebraucht, dann giebt es Krach.

Dieselbe Familie denke man sich nun in einer kleinen Stadt als Ackerbürgerfamilie, in einem eigenen kleinen Häuschen. Der Vater mauert und zimmert in der Stadt herum und verdient durchschnittlich die Woche 8 Mark, der älteste Sohn arbeitet bei einem Schlosser und verdient auch wöchentlich acht Mark, der zweite Sohn lernt Kaufmann bei dem kleinen Krämer der Stadt und bekommt garnichts, und die Tochter hilft der Mutter in der Wirthschaft. Mutter und Tochter besorgen die Wirthschaft, den Garten, den kleinen Acker, die übrigen Familienmitglieder bringen wöchentlich ganze 16 Mark nach Hause. Aber mit diesen 16 Mark und mit dem, was der Acker liefert, kommt die Familie brillant aus. Verfahren wird nichts, Miethe ist nicht zu zahlen, Mittags sitzt die ganze Familie am Tisch, zum Frühstück, zum Kaffee Nachmittags, zum Abendbrot wieder. Abends belustigt man sich in seinem eigenen Hause, in seinem Gärtchen, auf seinem Acker, oder geht zum Nachbar. Es ist gar keine Gelegenheit da, viel Geld auszugeben. Und die Feldarbeit, den Bau des Hauses mit seinen Reparaturen, schließlich auch die Anfertigung von Möbelstücken besorgt man ganz nebenbei zu seinem Vergnügen. Jetzt 16 Mark und ein gemüthliches, ruhiges Leben, früher 67 Mark wöchentlich und eine ewige Abhetzerei.

Die Großstadt zwingt den Arbeiter, viel Geld auszugeben. Sie zwingt ihn, für Geld bei fremden Leuten zu essen; während die Hausfrau, wenn alles

zu Hause ißt, für 1 Mark ein kräftiges Mittagbrot kochen kann, kostet es bei dem zerrissenen Leben zusammen drei bis fünf Mark. Sie zwingt ihn, Geld für Vergnügungen auszugeben, die gar keine Vergnügungen sind; sie zwingt ihn schließlich, Geld auszugeben für Lebensmittel, die ihn bei dem Besitz von eigenem Land kein Geld sondern Vergnügen kosten: das Arbeiten auf dem Felde so nebenbei macht jedem Menschen Vergnügen, das werden uns die Berliner Laubenbesitzer bestätigen.

Die Verhältnisse sollen so gestaltet werden, und werden durch die Einführung eines Maximalarbeitstages so gestaltet, daß alle Bürger in kleinen Städten und in Dörfern wohnen, und daß alle Bürger neben ihrem sonstigen Gewerbe auch ein Stückchen Acker bebauen. Haben alle Bürger eigenen Acker, dann kostet der größte Theil der Nahrung kein Geld, sondern Vergnügen; dann haben die Bürger dreifachen Gewinn: sie geben kein Geld für Vergnügungen aus — und haben Nahrung und Vergnügen! —

Auch Diejenigen, die nicht nebenbei Ackerbau treiben, werden nach Einführung eines Arbeitstages bedeutend weniger baar Geld als jetzt zu verdienen brauchen, um immer noch bedeutend besser auszukommen als jetzt. In kleinen Städten braucht man nicht zur Arbeitsstelle zu fahren, braucht auch nicht bei fremden Leuten für schweres Geld zu essen — die Arbeitsstätte liegt so nahe, daß man alle Wege zu Fuß machen und zu allen Mahlzeiten

bequem nach Hause kommen kann. Man kann sich in einer kleinen Stadt, da man auch nichts für sogenannte Vergnügungen ausgiebt und keine hohe Miethe zu zahlen braucht, mit dem halben Großstadtverdienst besser stehen als in der Großstadt.

Vor Allem denke man doch aber an die Hauptfolgen einer Arbeitszeitkürzung! In dem Augenblick, wo man die Arbeitszeit kürzt, haben die Menschen nicht mehr nöthig, Nothberufe auszuüben, brauchen sie nicht mehr zu schmarotzen, verrichtet Jeder nur noch wirklich productive Arbeit. Verschwinden aber all die Schmarotzer, welche sich zwischen Production und Consumtion geschoben haben, dann verschwinden doch auch die Ausgaben für diese Schmarotzer. Acht bis zehn Millionen Menschen verrichten jetzt vielleicht Notharbeit, müssen also, wie wir an anderer Stelle bewiesen haben, von der großen Volksmasse mit durchgefüttert werden. Diese 8—10 Millionen Menschen ernähren sich nach Einführung eines Arbeitstages sofort allein; Alles das, was man an diese Schmarotzer früher abgeben mußte, kann man jetzt für sich verwenden.

Dadurch vertheuert sich das jetzige Leben des Arbeiters so sehr, daß er hohe Miethen zahlen muß, daß er zur Arbeitsstätte fahren muß, daß er bei fremden Leuten essen muß, daß er Geld für Vergnügungen ausgeben muß und daß er 8—10 Millionen Schmarotzer mit erhalten muß. Sobald vernünftige Verhältnisse herrschen, kommt der Arbeiter mit einem ganz geringen Verdienst aus.

Massenfütterung.

Nicht darauf kommt es hauptsächlich an, wieviel die Menschen verdienen, sondern darauf, wieviel das Verdiente in den Händen eines Menschen gilt! Wenn zehn Mark Verdienst nur fünf Mark beim Ausgeben gelten, dann hat man doch nicht zehn Mark, sondern nur fünf Mark verdient!

Die zehn Mark, die ein Großstädter verdient, gelten beim Ausgeben thatsächlich höchstens fünf Mark, weil er nicht am Erzeugungsort der Lebensmittel wohnt, und weil er nicht dort wohnt, wo billiger Wohnraum ist, wo also auch gewissermaßen Wohnraum erzeugt wird.

Die tägliche Massenabfütterung der Großstädter verursacht enorm viel Arbeit, alle diese Arbeit muß bezahlt werden — natürlich zum größten Theil von den Consumenten. Ein Gericht Fische, das am Strande 50 Pf. kostet, kostet in Berlin bestimmt 2 Mark; ein Hering, der in Berlin 10 Pf. kostet, wächst am Strande gewissermaßen wild. In jeder Ausgabe für Nahrung steckt eine Ausgabe für die Dienste derjenigen, welche die Nahrung herangeschafft haben.

An der Quelle der Lebensmittel soll der Mensch leben! Hier bekommt er für sein Geld mindestens nochmal so viel, sein Geld gilt also hier nochmal so viel, wie in der Großstadt. Hier bekommt er sogar, wenn er diejenige Zeit, die er in

der Großstadt für zweifelhafte Vergnügungen vergeudet, auf Feldarbeiten verwendet, Nahrung direct geschenkt.

Auch an der Quelle des Wohnraumes soll er leben. Im Dorf oder in der kleinen Stadt kostet eine Wohnung höchstens ein Viertel soviel, wie in der Großstadt, folglich gilt das Geld für Wohnraum im Dorf oder in der kleinen Stadt viermal so viel, wie in der Großstadt.

Die jetzt übliche Massenabfütterung bringt aber auch der Gesammtheit des Volkes allerhand andere Nachtheile. Zuerst geht beim Verpacken und Transportiren der Nahrung kolossal viel verloren, eine Tonne Birnen gelangt vielleicht höchstens zur Hälfte glücklich in den Mund der Konsumenten, die andere Hälfte verdirbt. Dann sind die Lebensmittel am Erzeugungsort manchmal so werthlos, daß man sie fortwerfen muß, oder sie manchmal erst garnicht einerntet; die Nachfrage nach Lebensmitteln ist manchmal am Erzeugungsort so gering, daß man die reife Frucht ihrem Schicksal überlassen muß. Würden alle Menschen an der Quelle der Nahrung wohnen, dann könnte so etwas garnicht vorkommen; beim Versand könnte nichts verderben, da man ja nichts versendet, und am Ort selbst könnte nichts unverbraucht liegen bleiben, da man ja Alles braucht.

Es giebt in Deutschland kolossal viel nicht ausgenutzten Klein-Raum. Es liegen so viele kleine Stückchen Erde brach, die, zusammen ge-

nommen, vielleicht Nahrung für Millionen geben würden. Jeder Kenner, auch jeder Berliner Laubenbesitzer, weiß, was man auf einem einzigen Quadratmeter Land schon alles pflanzen kann. Ein Quadratmeter Kohlrabi=Land liefert einer Hausfrau schon Kohlrabi für eine ganze Anzahl Gerichte. Ja, wer achtet jetzt z. B. in Ostpreußen auf einen Quadratmeter Land?! Es sind ja keine Menschen, kein Nahrung=Abnehmer da!

Würden die Menschen gleichmäßig im Lande vertheilt sein, dann würde überall Nahrung gebraucht werden und dann würde man, da ja auch überall Hände sind, die kleinen Brachflächen in der besten Weise ausnutzen. Ein paar Millionen Menschen würden so ganz nebenbei, mit nicht mehr Arbeit, als vielleicht das Pfeifenstopfen verursacht, ihre reichliche Nahrung selbst beschaffen können.

Jedenfalls aber würde man mit der Nahrung, die jetzt schon producirt wird, die Menschen so gut ernähren können, daß Niemand zu hungern brauchte — wenn die Menschen an der Quelle der Nahrung wohnten. Wir wetten, ganz Berlin könnte man in Ost= oder Westpreußen unterbringen und besser als jetzt ernähren, ohne daß ein Kohlkopf mehr gepflanzt zu werden brauchte und ohne daß ein Berliner die Hände zu rühren brauchte! Wenn man die zwei Millionen „Großberliner" nach den ostpreußischen Dörfern schicken würde, dann würde keiner von ihnen verhungern, auf jedem Bauernhof kann ein Stück Großberlin mit durchgefüttert

werden. Würden alle diese Berliner nun noch arbeiten, dann würde man in Saus und Braus leben können.

Also unmenschliche Anstrengungen, nur, um die Menschen nothdürftig zu erhalten, so lange Massenfütterung von Großstädtern besteht — und gar keine Arbeit und bessere Ernährung, sobald die Menschen an der Quelle der Nahrung leben.

Der kleine Landwirth und die Kornzölle.

Nach den Behauptungen der Liberalen hat der kleine Landwirth, der keine Brotfrucht baut, keinen Vortheil von hohen Schutzzöllen. Wir wollen sofort zeigen, daß dieser kleine Landwirth, wie Jeder im Staat, ungemein profitirt, wenn fremde Erzeugnisse nur hochbesteuert ins Land dürfen.

Wieviel baar Geld mag ein kleiner, keine Brotfrucht bauender Landwirth jährlich ausgeben? Nehmen wir 500 Mark an. Fünfhundert Mark werden jährlich gebraucht, um Zinsen, Steuern zahlen, Korn, angekauftes Vieh, Kleidung, Schuhwerk, Hausrath, Feldgeräthe 2c. 2c. bezahlen zu können. Wieviel Brotzoll steckt nun in diesen 500 Mark? Da auf den Kopf der Bevölkerung rund 2,50 Mark Kornzoll kommen und eine Bauernfamilie wohl durchschnittlich aus vier Köpfen

besteht, so hat der kleine Bauer jährlich ca. 10 Mark Kornzoll zu zahlen. Würde der Zoll nun so, wie wir es wünschen, erhöht werden, dann hätte der kleine Bauer vielleicht 20—30 Mark jährlich an Kornzoll zu entrichten.

Zwanzig Mark hätte der kleine Bauer nach Einführung unserer Reformen vielleicht jährlich mehr an den Staat zu zahlen! Gewiß ist das schlimm — wenn man dem Landwirth nicht sagt, was für Gegenleistungen vorhanden sind.

Wo bekommt der kleine Landwirth die 500 Mark her, die er jährlich baar ausgiebt? Einfach: er nimmt sie ein für verkaufte Feldfrüchte, für verkauftes Vieh, für Milch, Eier, Butter, Käse, Geflügel, Obst u. s. w. u. s. w. Selbstredend werden doch die Preise für alle diese Sachen in dem Augenblick, wo man hohe Schutzzölle einführt, sofort steigen. Es wird nicht nur Brotfrucht eingeführt, es werden in Deutschland jährlich auch für viele Hunderte von Millionen Mark andere Bodenproducte eingeführt; es wird Vieh, Fleisch, Schmalz, Obst, Gemüse eingeführt, es werden Konserven, Fische allerhand Früchte u. s. w. eingeführt. Jeder weiß ja, was in Deutschland alles eingeführt wird. In dem Augenblick, wo alle diese Producte nur hoch besteuert ins Land können, gewinnen doch alle Erzeugnisse des Landwirths kolossalen Werth! Das Schwein, das Kalb des kleinen Landwirths bringt vielleicht dann nochmal so viel wie jetzt; seine Butter, sein Käse, seine Milch, seine Eier, sein

Geflügel, alle seine Feldfrüchte haben dann vielleicht dreimal so viel Werth wie jetzt.

Wenn hohe Schutzzölle eingeführt werden, dann hat der kleine Landwirth allerdings vielleicht 20 Mark jährlich mehr an Kornzoll zu zahlen — aber dafür nimmt er in Zukunft nicht mehr, wie früher, bloß 500 Mark jährlich ein, sondern vielleicht 800—1000 Mark!! Wenn man einen Gewinn von 300—500 Mark haben kann, dann ärgert man sich doch nicht über eine Ausgabe von 20 Mark!

Sofort nach Einführung hoher Schutzzölle haben die Großgrundbesitzer alle Hände voll zu thun, um die nöthige Brotfrucht, das nöthige Großvieh, das nöthige Nutz- und Brennholz jeder Landwirth weiß, was für Riesenquanten Holz allein jährlich in Deutschland eingeführt werden) und die nöthige Wolle zu liefern. Die Lieferung von Kartoffeln, Gemüse, Kleinvieh, ferner von Butter, Käse, Eiern, schließlich von Flachs u. dgl. bleibt zum großen Theil den kleinen Landwirthen überlassen. Sofort nach Erhöhung der Eingangszölle gewinnen alle diese Producte des kleinen Landwirths so enorm an Werth, daß er Alles dafür verlangen kann.

Nun sollen dem Landwirth außerdem auch Menschen, Abnehmer, zugewiesen werden. Nach Erhöhung der Einfuhrzölle und Kürzung der Arbeitszeit wird sich das platte Land schnell wieder bevölkern. Und alle die Zuwandernden werden

in der Lage sein, dem Landwirth gute Preise für seine Producte zu zahlen.

Durch Kürzung der Arbeitszeit in Stadt und Land gewinnt der kleine Bauer noch besonders. Er arbeitet mit seiner Familie, so lange er will, der Großgrundbesitzer hingegen darf seine Arbeiter nur eine bestimmte Zeit täglich beschäftigen.

Trunksucht.

Wie leicht wäre die Trunksucht und damit ein sehr großer Theil Elend aus der Welt zu schaffen, wenn man sich entschließen könnte, die Einfuhrzölle zu erhöhen und die Arbeitszeit zu kürzen! Sind die Producte des Landwirths gegen die Auslands-konkurrenz geschützt, bekommt er seine Producte also gut bezahlt, dann hat er nicht mehr nöthig, Gifte zu fabriciren, dann verkauft er sein Getreide als Getreide und seine Kartoffeln als Kartoffeln. Und hat der Arbeiter ausreichenden Verdienst, dann hat er nicht mehr nöthig, seine Sorgen zu vertrinken.

Statt die Wurzel des Uebels zu beseitigen, doctert man an den Früchten herum — mit welchem Erfolge, weiß jedes Kind.

Wenn es falsch ist, Schnaps zu trinken, dann ist es doch noch falscher, Schnaps zu fabriciren! Wenn man den Schnapstrinkern zu Leibe geht,

dann müßte man doch den Schnapsbrennern noch mehr zu Leibe gehen!

Auf der einen Seite eine hochentwickelte und hochgeachtete Schnapsindustrie, auf der anderen hochachtbare Männer, welche gegen den Schnapsgenuß kämpfen. Wer soll das verstehen?!

Noch mehr! Wir sind fest überzeugt, daß es unter den Schnapsgegnern, wenn nicht direct Schnapsbrenner, so doch Männer giebt, die von der Schnapsindustrie durchaus abhängig sind. Es wird viele unter den Schnapsgegnern geben, die Fässer für die Brenner, Maschinen für die Brennereien, Eisenreifen für die Fässer, Flaschen für die Schankwirthe, Korken für die Bier- und Schnapsflaschen u. s. w. u. s. w. liefern. Das Leben spielt so durcheinander, daß Keiner schließlich weiß, für wen er thätig ist. Die Schnapsgegner dürfen sich darauf verlassen, daß sie fast alle, ohne es natürlich zu wissen, in irgend einer Weise für die Schnaps-, Bier- und Weinindustrie arbeiten.

Ist dies der Fall, dann helfen sie mit, Schnäpse brennen — und kämpfen gleichzeitig gegen den Schnapsgenuß!

Jeder Mensch, der gegen das Schnapstrinken ist, sollte in erster Linie gegen das Schnapsbrennen auftreten; nachdem der Schnapsgegner nun weiß, daß er selbst ein Stückchen Schnapsbrenner ist, sollte er mit ganz besonderer Schärfe das Schnapsbrennen verurtheilen — damit er nicht

fortdauernd gezwungen wird, gegen sein Wissen und Willen für die Brenner und damit für den Schnapsgenuß zu arbeiten. —

Wer ist konservativ?

Es giebt wohl in keiner Partei so viele Personen, die garnicht zur Partei gehören, wie in der konservativen. Vielleicht ist es gut, wenn hier einmal scharfe Grenzlinien gezogen werden.

Die konservative Partei ist eine Agrarpartei, die für das Wohl des Landwirths und damit zugleich für das leibliche und sittliche Wohl aller Staatsangehörigen kämpft.

Jeder im Staat will essen; es muß also zuerst Nahrung gebaut werden. Man kann, wenn es unbedingt sein muß, ohne jedes Werkzeug auskommen — aber ohne Nahrung geht es nicht. Es muß also zuerst für Nahrung gesorgt, zuerst der Boden bebaut werden.

Alle, welche einsehen, daß zuerst Nahrung beschafft werden muß, daß also der Landwirth die wichtigste Beschäftigung im Staat hat — sind konservativ.

Der Landwirth will natürlich die gewonnene Nahrung, soweit er sie nicht selbst braucht, verkaufen; da auf der anderen Seite Nicht-Landwirthe

sind, die Nahrung brauchen, so handelt es sich um ein durchaus löbliches Wollen auf Seiten des Landwirths.

Alle, welche es richtig finden, daß der Landwirth die nicht für seinen eigenen Bedarf nöthige Nahrung an diejenigen verkaufen will, welche diese Nahrung unbedingt brauchen — sind konservativ.

Der Landwirth will die zum Verkauf gestellte Nahrung möglichst schnell und ohne dabei viel Umstände zu haben, verkaufen. Er findet es falsch, daß er die Nahrung, die sein Nachbar unbedingt braucht, z. B. nach England schicken soll, und daß sich sein Nachbar Nahrung aus Amerika kommen läßt. Er findet es deshalb richtig, daß jeder von dem nächst wohnenden Landwirth kauft, weil dadurch auf beiden Seiten Arbeit gespart wird.

Alle, welche dem Landwirth in dieser Beziehung Recht geben — sind konservativ.

Der Landwirth braucht zur Bebauung des Bodens Mitarbeiter, Landarbeiter. Er will, daß diese Arbeiter immer in genügender Zahl vorhanden sind. Er ist dagegen, daß die Landarbeiter zur Stadt ziehen und ihn dadurch zwingen, ausländische Arbeiter, entlassene Sträflinge und Soldaten zu beschäftigen und sich theuere Maschinen anzuschaffen, wodurch er in Schulden geräth. Er meint, wenn Nahrung unbedingt gebraucht wird, dann müssen auch die Hände zur Beschaffung derselben in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen.

Alle, welche dem Landwirth auch hier Recht geben — sind konservativ.

Der Landwirth will so viel verdienen, daß er ein menschenwürdiges Dasein führen kann und keine Schulden zu machen braucht.

Alle, welche das richtig finden — sind konservativ.

Der Landwirth will, daß Alles im Staat so zugeschnitten ist, daß er nicht geschädigt wird. Wenn zugegeben wird, meint er, daß jeder Nahrung braucht, dann muß auch zugegeben werden, daß der, welcher die Nahrung producirt, so zu halten ist, daß er Nahrung produciren kann.

Alle, welche auch diese Ansicht richtig finden — sind konservativ.

Konservativ sein heißt also —: das Wohl der Landwirthe und damit das Wohl der Gesammtheit wollen. Niemand kann bestreiten, daß zuerst Nahrung producirt werden muß, und daß dazu nöthig ist, daß es eine produktionsfähige Landwirthschaft giebt. Niemand kann also bestreiten, daß diejenige Partei das wirthschaftliche und sittliche Wohl Aller will, welche zuerst das Gedeihen der Landwirthschaft will.

Die Konservativen wollen, daß der heimathliche Boden in bester Weise bewirthschaftet wird, daß die Volksgenossen durch Erhöhung der Einfuhrzölle und damit Beseitigung der Auslandskonkurrenz gezwungen werden, die Nahrung, die sie unbedingt brauchen, bei ihren deutschen Volksgenossen zu

kaufen, daß die Volksgenossen sich nicht in Weltstädten festsetzen, sondern auf dem Lande, in der Nähe der Nahrung-Producenten wohnen und im Uebrigen alle Arbeiten unterlassen, die zum Schaden der Landwirthschaft ausschlagen. Die Konservativen sind der Ansicht, daß sie hiermit nicht etwas Neues, sondern etwas fordern, das von allen verständigen Menschen seit Menschengedenken gefordert worden ist und für alle künftigen Zeiten gefordert werden wird und muß.

Die Konservativen meinen, daß der Staat nicht bloß da sei, um Leben, Ehre und Eigenthum der Bürger zu schützen, sondern daß er die Pflicht habe, Vorkehrungen zu treffen, daß jeder Bürger, der arbeiten will, sofort lohnende, menschenwürdige, dem Allgemeinwohl dienende Beschäftigung findet.

Der einzelne Bürger kann nicht das ganze Staatsgetriebe übersehen, er weiß garnicht, was er thun muß, um zum Vortheil der Gesammtheit zu arbeiten; es ist Pflicht des Staates, das wirthschaftliche Leben so zu gestalten und fortwährend so zu erhalten und zu dirigiren, daß der einzelne Bürger garnicht etwas das Gemeinwohl Schädigendes thun kann. Die Konservativen verlangen wirthschaftliche Gesetze, die jedem Bürger den Weg so genau vorschreiben, wie ihn die Eisenbahnschienen dem Eisenbahnzuge vorschreiben.

Der Bürger soll aber trotzdem frei in seinen Entschließungen sein. Nachdem der Staat dafür gesorgt hat, daß kein Bürger aus Unwissenheit

oder Schlechtigkeit seine Mitbürger wirthschaftlich schädigen kann, soll er nur noch wie jetzt Ehre, Leben und Eigenthum der Bürger schützen. Er soll nicht, wie in der kommunistischen Gesellschaft, nun auch noch dem wirthschaftlich richtig Handelnden die Art der einzelnen richtigen Handlungen vorschreiben. Die Konservativen verlangen als Gegner der Manchesterparteien wirthschaftliche Generalgesetze, Gesetze, die alle Volksangehörigen in richtige Bahnen zwingen; verlangen dann aber als die einzig freiheitlich Gesinnten, daß man jedem richtige Bahnen Wandelnden volle Freiheit des Handelns läßt. —

Konservativ sein heißt —: das wollen, was seit Anbeginn der Welt wirthschaftlich richtig war und bis in alle Ewigkeit wirthschaftlich richtig sein wird; heißt: das Wohl des Landwirths und damit das Wohl aller Staatsangehörigen wollen.

Natürlich haben die Konservativen, genau wie alle anderen Staatsbürger, noch ihre Ansichten über die anderen Staatsangelegenheiten. Sie haben ihre Ansichten über Heer, Marine, über Religion, Konfession, über Schule, Erziehung u. s. w. Hier handelt es sich aber eben nur um Ansichten, die mit den Zeiten und Verhältnissen wechseln. Es bestehen nicht nur zu den verschiedensten Zeiten die verschiedensten Heereseinrichtungen, Schuleinrichtungen ꝛc., und man besitzt nicht nur zu den verschiedensten Zeiten die verschiedensten Religionen und Konfessionen, sondern man hat auch zu den verschiedensten Zeiten die verschiedensten Ansichten

über all diese Dinge. Ein Konservativer kann genau wie ein Liberaler — Heide, Jude, Christ, Muhamedaner sein und kann genau wie ein Liberaler in Bezug auf seinen Glauben die verschiedensten und wechselndsten Ansichten haben. Aber seine wirthschaftlichen Ansichten bleiben, so lange er konservativ bleibt, d. h. so lange er will, daß die Menschheit nicht verhungert, zu allen Zeiten und bei allen Völkern dieselben.

Weshalb sich die Konservativen im Allgemeinen über Religion, Konfession, Schule, Erziehung 2c. 2c. nicht so aufregen können, wie die anderen Parteien, und weshalb sie das einmal Vorhandene kurz als das Richtige hinnehmen, ist leicht zu erklären: sie sind der Ansicht, daß in dem Augenblick, wo vernünftige wirthschaftliche Verhältnisse herrschen, alle anderen Verhältnisse ganz von selbst sich so gestalten werden, wie es im Interesse des Gemeinwohls nöthig ist. —

Die Königstreuen.

Neben den wirklich Konservativen giebt es in Deutschland sehr viele, welche sich konservativ nennen, es vielleicht aber garnicht sind.

Alle Staatsbeamten nennen sich konservativ. Es ist ja möglich, daß sie alle wirklich konservativ sind, daß sie alle in erster Linie das Wohl des Landwirths wollen. Aber bewiesen ist das nicht. Alle Staatsbeamten sind königstreu, sie

stehen in königlichen Diensten und halten nun auch selbstredend zum König — das heißt doch aber nicht konservativ sein! Der König selbst kann alle möglichen Ansichten, auch sehr unkonservative Ansichten haben.

Auch alle activen und inactiven Militairs sind königstreu, und nennen sich nun konservativ. Es ist möglich, daß auch sie alle wirklich konservativ sind, aber bewiesen ist es noch nicht.

So giebt es eine Unmasse Personen, die sich alle konservativ nennen, mit der konservativen Sache aber nicht das Geringste zu thun haben, manchmal vom Konservatismus nicht das Geringste verstehen. Würde man plötzlich amtlich erklären, daß unter einer konservativen Gesinnung diejenige zu verstehen sei, die das Beste der Landwirthe will, die hohe Schutzzölle verlangt und den Städter aufs Land schicken will — dann würde man wohl verschiedene lange Gesichter zu sehen bekommen. „Was haben wir mit der Landwirthschaft zu thun?!" würden die „konservativen" Commissionsräthe, Commerzienräthe, Hoflieferanten, Hauswirthe, Aerzte, Akademiker, Handwerker und Arbeiter — und auch die „konservativen" Redakteure, Zeitungs-, Buch- und Journalverleger ausrufen.

Ein großer Theil der jetzigen Konservativen scheint uns aus Leuten zu bestehen, die nur in den am Schluß des vorigen Kapitels genannten Nebenpunkten konservativ sind, und die dann diese Nebenpunkte für die Hauptpunkte halten. Man ist gut

situirt, achtet seinen Landesfürsten, geht fleißig zur Kirche, findet alles im Staat in bester Ordnung — folglich ist man konservativ. Wir sehen in den Vertretern dieser „Gesinnungen“ die größten Feinde der konservativen Sache.

Von Königstreue spricht ein wirklicher Konservativer garnicht. Jeder wirklich Konservative ist königstreu, weil er weiß, daß es nicht ohne Führung geht, und weil er weiß, daß die Führung in den Händen berufener Führer liegt. Außerdem ist jeder Konservative königstreu, weil er weiß, daß jeder Bürger im Staat königstreu sein muß, daß jeden sofort der Teufel holt, der gegen den König und seine Gesetze auftritt.

In Preußen königstreu sein heißt weiter nichts, als preußischer Staatsbürger zu sein — und das ist Herr Bebel auch. Etwas, das jeder Bürger sein muß, noch besonders sein zu wollen, finden wir eigentlich überflüssig.

Weiteres über den Adel.

Wir haben in den verschiedensten Kapiteln nachgewiesen, daß die Bebauung des Bodens die wichtigste Beschäftigung im Staat ist, daß also der Landwirth die wichtigste Beschäftigung im Staat hat und dadurch natürlich die wichtigste Person im Staat wird.

Da Jeder Nahrung braucht und nur der Landwirth die Nahrung producirt, so ist Jedermann im Staat von der Thätigkeit des Landwirths abhängig. Hängt aber das Wohl und Wehe aller Bürger von den Arbeiten des Landwirths ab, dann ist doch damit gesagt, daß der Landwirth über Wohl und Wehe der Bürger entscheidet, also eine gewisse Machtstellung im Staat einnimmt.

Die Landbewohner an sich gelten also schon mehr als die Stadtbewohner. Steht aber schon jeder Bauer höher als ein Städter, dann stehen doch die Bauernführer gewiß höher als die Städter.

Wie erlangt ein Bauer die Führerschaft unter seinen Gemeindegenossen? Oder deutlicher: Wie entsteht der Adel?

Ein Bauer gründet sich einen Hof und bestellt dann seinen Acker genau wie alle andern Gemeindegenossen. Da er fleißig und körperlich besonders gesund ist, kommt er schnell vorwärts, kann sich bald eine bessere Scheune bauen als die andern, kann bessere Pferde, bessere Geräthschaften halten, als die anderen. Sein Sohn heirathet die Tochter des nächst-tüchtigen Bauern — nach dem Tode der Eltern fallen die beiden Höfe zusammen. Jetzt sehen wir schon ein kleines Bauerngut. Der Sohn ist auch wieder ein tüchtiger Bauer, er thut Alles, um das Ererbte zu erhalten und, wo nöthig, Verbesserungen vorzunehmen. Da er den größten Hof hat und außerdem einen durchaus sittlichen Lebenswandel führt, gewinnt er im Dorf immer

mehr an Ansehen; er gewinnt so viel Ansehen, daß man ihm, trotzdem er eigentlich garnichts zu sagen hat, in Allem folgt, in allen Angelegenheiten seinen Rath einholt und bei allen Anlässen ihm den Vortritt läßt. Der Bauer selbst findet diese Ehrungen ganz selbstverständlich, er ist mit den Verhältnissen gewachsen, ist nun mehr und fühlt sich mehr als die Anderen. Er ist der natürliche, nicht der gewählte oder eingesetzte Vorsteher seiner Gemeinde, fühlt sich als solcher und wird als solcher respektirt.

So wie in dieser Gemeinde, sind wohl die ersten Vorsteher aller Gemeinden entstanden. Die ersten Vorsteher der Gemeinden waren aber zugleich die ersten Führer, die ersten Herrscher der Gemeinden, also die ersten Adeligen. Da sie aber kraft ihrer selbst gegründeten socialen Stellung, kraft ihres socialen Uebergewichts Herrscher geworden waren, so waren sie eben natürliche, d. h. gottgewollte Herrscher, also Herrscher von Gottes Gnaden.

Alle Menschen, die sich selbst, ohne irgend welchen staatlichen Beistand, und ohne sonstige Hilfe zu Herrschern bestimmter Volksklassen machen, sind Naturherrscher, also Herrscher von Gottes Gnaden. Da alle wirklichen Adeligen, vom regierenden Fürsten bis herab zum kleinsten Landadeligen, durch eigene Kraft, d. i. Gotteskraft, Herrscher über die Massen geworden sind, so sind sie alle Herrscher von Gottes Gnaden. Es ist leicht, eine Volksmasse zu „führen", wenn,

wie es in Bezug auf die modernen Volksführer geschieht, den „Führern“ sowohl wie den „Geführten“ von den wirklichen Herrschern die Wege vorgeschrieben werden, wenn die „Geführten“ garnichts anderes können, als ihren „Führern“ zu folgen. Wir möchten mal sehen, wo die Gefolgschaft der modernen Volksführer bleiben würde, wenn die staatliche Gewalt der wirklichen Herrscher mal plötzlich aufhörte.

Damit, daß ein Naturherrscher, also ein Adeliger, sich zum Beherrscher seiner Volksgenossen aufwirft, und dann von Jedem Gehorsam verlangt, ist seine Thätigkeit aber nicht beendet und damit hat er auch noch nicht die Liebe und Achtung seiner Vollsgenossen erworben. Das Volk verlangt von seinen Herrschern, daß sie nicht bloß herrschen, sondern auch führen, so führen, daß die Gemeinde vorwärts kommt, und außerdem, daß sie sich ganz als Volksgenossen fühlen und mit dem Volke alle Leiden und Freuden des Lebens durchkosten.

Ein Herrscher kann aber nur führen, wenn er unter den Geführten wohnt, und er kann auch nur mit dem Volk genießen und leiden, wenn er unter dem Volk wohnt. Das weiß jeder Adelige und hat jeder Adelige gewußt.

Ein Bauernführer wohnt unter seinen Bauern. Er wohnt nicht, wie ein moderner socialdemokratischer Volksführer im Westen einer großen Stadt und „führt“ die Arbeiter der nördlichen Stadttheile oder wohl gar die Arbeiter einer ganz

anderen Stadt, sondern er sitzt mitten im Dorf dicht neben den Genossen. Er sieht, wie es jedem Genossen geht, weiß, wie jeder lebt, kennt die Bedürfnisse eines jeden, die Familie eines jeden; weiß genau, wie schlecht der Acker und wie gut jener ist, wie sich der Gemeindegenosse quälen muß, wie jener lachen kann. Bei jeder einzuführenden Neuerung weiß er genau, ob sie gut oder schlecht für die Gemeindegenossen ist, denn er kennt ja die Lage eines jeden. Hat sich die Gemeinde gegen Feinde zu vertheidigen, dann ist er selbstredend auch hier der Kriegsführer; ist er zu alt, dann sind es seine Söhne.

Der Bauernführer leidet und genießt auch mit den Volksgenossen. Der moderne Volksführer wird von den Leiden und Freuden seiner Gefolgschaft absolut nicht berührt. Ob die Arbeiter streiken und hungern, ob sie schlecht verdienen, ob sie sittlich verkommen, das alles rührt ihn vielleicht, berührt ihn aber nicht, ändert an seinen Verhältnissen nicht das Geringste. Anders bei dem Bauernführer, dem Dorfadeligen. Alles, was die Gemeinde erdulden muß, muß er mit erdulden, alles Unglück der Gemeinde ist er gezwungen, am eigenen Leibe kennen zn lernen. Wenn die Ernte schlecht ausfällt, muß er mit leiden; wenn eine Viehseuche ausbricht, ist sein Vieh mit gefährdet; wenn Viehfutter fehlt, fehlt es ihm auch; wenn das ganze Dorf weggeschwemmt wird, wird er mit weggeschwemmt u. s. w. Um-

gekehrt nimmt er mit ganzem Herzen an allen Freuden der Gemeinde Theil, freut sich mit dem letzten Gänsejungen, daß die Ernte glücklich hereingebracht ist u. s. w.

So treibt es der Dorfadelige, der Dorfherrscher, und ähnlich treiben es die aus seiner Familie hervorgegangenen größeren, großen und ganz großen Herrscher — soweit sie eben noch wirkliche Herrschertugenden haben. Deshalb sitzen die Adeligen im Großen und Ganzen noch so sattelfest, weil sie nie geherrscht haben, nur um zu herrschen, sondern weil sie geherrscht haben, um führen zu können; weil sie immer auf dem Lande direct unter den Geführten gelebt haben und weil sie immer mit den Geführten Freud und Leid getheilt haben, in Sturm und Wetter an der Seite der Geführten gekämpft haben.

Das Wort „Arbeiterfürsorge“ giebt es in der Adelssprache nicht, der Adelige weiß nur etwas von Mitsorge. — —

Wir verstehen also unter einem Adeligen einen durch eigene Kraft oder die Kraft seiner Vorfahren zum Herrscher gewordenen Volksgenossen, der Landwirthschaft, also die wichtigste Arbeit betreibt, der nicht bloß herrscht, sondern vor Allem führt; der das Wohl der geführten Genossen anstrebt; der möglichst unter den Geführten wohnt, also genau ihre Verhältnisse kennt und mit ihnen Freud und Leid trägt.

Was ein geadelter Commerzienrath, ein geadelter Künstler vorstellen soll, wissen wir nicht. Wir achten jeden Bürger, auch den geadelten, und auch den einen bürgerlichen Beruf ausübenden, früheren landbesitzenden Adeligen — aber wir können in einem geadelten Städter und in einem zur Stadt gezogenen und einen bürgerlichen Beruf ausübenden Adeligen weiter nichts sehen, als einfache Bürger, die mit dem wirklichen Adel nicht das Geringste zu thun haben. Hat ein geadelter Künstler plötzlich eine Gefolgschaft, mit der er Freud und Leid theilt? Hat ein zur Stadt gezogener Adeliger noch eine Gefolgschaft? Man sehe sich die modernen Volksführer an; sie führen ja nicht, sie müssen ja mit den Geführten, wie schon gesagt, die von den wirklichen Führern vorgeschriebenen Wege wandeln; aber die Arbeiter z. B. denken doch, daß sie von Bebel oder Liebknecht oder Singer geführt werden, und meinen doch, diesen zu folgen. Nun fragen wir: Kann man plötzlich durch Verordnung einen zum Volksführer machen?! Kann man plötzlich zu einem Arbeiter sagen: du bist Bebel, du bist Liebknecht, du bist Singer?! Die Bebel, die Liebknecht, die Singer haben sich ihren Volksadel erkämpfen müssen; sie haben sich selbst in den Volksadelsstand erhoben, sind Volksführer (also Scheinadelige) von Gottes Gnaden — und Niemand kann ihnen diesen Adel wieder nehmen, Niemand kann plötzlich zu Bebel sagen: du bist nicht mehr Bebel, d. h. du bist nicht mehr der

Mann, der das und das gemacht hat und die und die Gefolgschaft hat.

So ist es auch beim Adel. Niemand kann seinem Mitmenschen Macht, Tugenden, Gefolgschaft verleihen, und Niemand kann einem Menschen Macht, Tugenden, Gefolgschaft mit einem Federstrich nehmen. Kein Fürst ist im Stande, Jemanden zu adeln, und kein Fürst kann einem wirklichen Adeligen den Adel nehmen.

Adel ist kein Titel, sondern ein Beruf, ein Dienst — Volksdienst! —

Natürlich behaupten wir nicht, daß alle landbesitzenden deutschen Adeligen ihre Berufspflichten treulich erfüllen. —

Volksrechte.

Giebt es Volks- also Massenrechte? Kann es Massenrechte geben?

Es hat nie welche gegeben und es wird nie welche geben! So lange es Führer giebt, so lange es sich die Masse gefallen läßt, daß Führer aus ihrer Mitte herauswachsen, giebt es nur Führerrechte. Es hat aber, so lange die Welt besteht, immer Führer gegeben, folglich auch immer eine geführte, also rechtlose Masse.

Die kleinste Gemeinde hat ihren Führer, folglich auch Geführte, d, h. Vergewaltigte. Der freieste

Freistaat hat seine Führer, folglich auch Geführte, d. h. Beherrschte. Die Staatsform mag sein, wie sie will, die Masse wird immer beherrscht werden, und zwar von denen, die sich zu Herrschern aufzwingen.

Natürlich werden Gesetze gemacht, nach denen das Volk zu beherrschen ist. Es wird genau bestimmt, was Jeder zu thun und zu lassen hat. Und Jeder hat sich diesen Gesetzen zu fügen, auch die Führer. Sehr hübsch! aber wer macht die Gesetze? Die Führer doch! Die Führer, oder der Führer, oder die am Ruder befindliche Clique. Die große, rechtlose Masse macht keine Gesetze, sie äußert nur ihre Wünsche bei der Herstellung der Gesetze. Die Machthaber machen die Gesetze — und dann selbstredend so, daß sie dabei gut fahren! Es wäre doch Selbstmord, wenn die Machthaber Gesetze machen wollten, die ihnen Schaden bringen.

Das Volk muß es sich gefallen lassen und läßt es sich gefallen, daß Führer aus seiner Mitte herauswachsen, und das Volk muß es sich gefallen lassen, daß diese Führer dann Gesetze nach dem Geschmack der Führer machen. Gewiß hat das Volk nach diesen Gesetzen auch Rechte! Die dicksten Bände Rechte hat es, Möbelwagen voll Rechte hat das deutsche Volk — aber alle diese Rechte enthalten die Rechtsansichten der Machthaber, nicht die Ansichten der Beherrschten.

Auch in einer Arbeiterrepublik herrschen nur die Gesetze der Arbeiterführer, nicht die der Ge-

führten. Diese Gesetze können natürlich so gut sein, daß sich Jeder im Staate wohl fühlt; aber so gut können die Gesetze auch in einem monarchischen Staat sein; Niemand zwingt einen Monarchen, schlechte Gesetze zu machen. —

Die große Masse hat keine Rechte, sondern nur Bedürfnisse; sie drängt nach Befriedigung ihrer Bedürfnisse und versucht, kann nur versuchen, von den Machthabern die Erlaubniß zur Befriedigung möglichst vieler Bedürfnisse zu erlangen. Gelingt ihr dies, dann ist sie zufrieden, müßte wenigstens zufrieden sein. —

Ab und zu, wenn falsch regiert und das Volk bedrückt wird, empören sich die Beherrschten. Das ist nur natürlich; wenn einer zu sehr bedrückt wird, lehnt er sich auf. Man redet dann von „Umwälzungen", von „Revolutionen". Das ist falsch. Das Volk, die große beherrschte Masse kann garnicht „umwälzen". Eine Umwälzung ist eine That; zu jeder That unter Menschen gehören aber eben Menschen, und wenn Menschen etwas thun, dann thun sie es immer unter Führung; in demselben Augenblick, wo man gegen seine Führer auftritt, kann man doch aber nicht zugleich mit diesen Führern etwas vollbringen, etwas „umwälzen".

Das Volk kann nur meutern! In dem Augenblick, wo sich ein Volk seiner Führer entledigt, stürzt es sich selbst ins Unglück, begeht es selbstschädigende Meuterei. Daß meuternde Volksmassen

immer führerlos waren, daß diejenigen, welche die „Führung des Volkes“ gegen die wirklichen Herrscher in die Hand nahmen, nicht führen konnten, zeigt der Verlauf aller „Revolutionen“. Die Hauptarbeit der Revolutionsführer bestand immer darin, sich gegen ihre Gefolgschaft, gegen die „Geführten“ zu schützen, zu versuchen, den Geführten Respect einzuflößen; in dem Augenblick, wo sie auftraten und wirklich führen wollten, wurden sie ausgelacht oder todtgeschlagen. Das untereinander „Führen“, Nichtfolgen und Todtschlagen ging dann meistens so weit, bis wieder ein wirklicher Führer auftrat und die Gewalt nach seinen Ansichten handhabte, oder bis die ermattete und aufgeriebene Masse einem Abenteurer in die Hände fiel, der es dann eine Zeitlang verstand, das Volk in der gemeinsten Weise zu knechten.

Revolutionirende Volksmassen machen sich immer, indem sie gegen ihre wirklichen und natürlichen Führer auftreten, führerlos, kämpfen also gegen sich selbst, d. h. meutern. Es ist immer besser, zu versuchen, den wirklichen Führern vor dem Ausbruch einer Meuterei Verständniß für die Volksleiden beizubringen; das, was man hier erreicht, ist, und wenn es noch so wenig ist, immer noch mehr, als das, was eine Meuterei einbringt. —

Die Sache liegt anders, wenn Führer unter sich in Streitigkeiten gerathen und im Verlauf derselben einander stürzen. Hier handelt es sich um wirkliche Revolutionen. Es giebt stärkere und

schwächere Führer, d. h. Führer mit viel und mit wenig Gefolgschaft. Aber jeder wirkliche Führer hat Gefolgschaft, hat Menschen, die ihm immer und überallhin Heeresfolge leisten, jeder Führer bildet also mit seiner Gefolgschaft zusammen ein aktionsfähiges Ganzes, das nicht meutert, sondern unter regelrechter Führung kämpft. Nur Führer, Adelige können Revolutionen einleiten und versuchen, einen unbequemen Mitherrscher aus dem Sattel zu heben. Daß aber auch dies eine mißliche Sache ist, daß man auch hier durch gütliche Aussprache am weitesten kommt, haben schon viele Adeligen, auch bei solchen Gelegenheiten aus dem Sattel geflogene gekrönte Adelige, kennen lernen müssen. — —

Beide Theile, die Führer sowohl wie die Geführten haben im beiderseitigen Interesse dafür zu sorgen, daß gut geführt wird. Wird gut geführt, dann fühlen sich beide Theile wohl; wird schlecht geführt, dann meutert das Volk und vernichtet dann sich und die Führer.

Daß es den Deutschen, trotzdem beste Führer vorhanden sind, nicht gut geht, hat zuerst seinen Grund darin, daß diese Führer nicht mehr allein führen. Es haben sich eine Masse unvornehmer Menschen, eine Masse zu Reichthum und Scheinansehen gelangter Krämerseelen so viel wirthschaftliche Macht angeeignet, daß die berufenen Führer thatsächlich nicht mehr allein regieren. Es ist zuerst nothwendig, daß die Mitführenden, die unter

Führung des Volkes nur Knechtung und Aussaugung des Volkes verstehen, abgeschüttelt werden.

Daß das Volk leiden muß, liegt ferner daran, daß überhaupt falsch geführt wird. Die Verhältnisse sind so verworren, daß Keiner mehr zurecht findet, daß Führer und Geführte rathlos geworden sind. Es ist nöthig, daß namentlich die Geführten versuchen, den Weg zu finden, der aus dem Sumpf führt, und daß sie dann mit allen erlaubten Mitteln daran gehen, die Führer von der Nothwendigkeit der gewünschten Reformen zu überzeugen.

Die Führer haben nicht nur das natürliche Recht zu führen, sondern auch die natürliche Pflicht, gut zu führen. Verletzen sie diese Pflicht, führen sie schlecht, dann gehen sie mit den Geführten zu Grunde. Die Führer haben das natürliche Recht zu führen, die Geführten das natürliche Recht zu meutern, wenn sie bedrückt werden. Immer wenn gemeutert wird, ist schlecht geführt worden, da in Deutschland täglich gemeutert wird — jede Majestätsbeleidigung ist eine Meuterei — so wird in Deutschland täglich falsch geführt. Wir geben den Führern, wie gesagt, nicht die Schuld, daß falsch geführt wird, sie sind so oft falsch berathen, aber es muß betont werden, daß jede Meuterei die Antwort auf eine falsche Handhabung der Gewalt ist, daß es nicht, wie ein regierender Fürst nach einem Attentat behauptet haben soll, „zu dem Beruf eines Herrschers gehört", den Wuthausbrüchen des Volkes ausgesetzt zu sein. Der Beruf des Herrschers ist zu herrschen;

so zu herrschen, daß das Volk eben beherrscht ist, daß das Volk weder die Veranlassung hat, zu meutern, noch den Muth hat, zu meutern.

Liberale Volksführer.

Ein junger Arzt hat politische Schmerzen, ärgert sich über etwas. Es fehlt ihm nach menschlichen Ansichten nichts am Glück. Er ist jung, gesund, hat etwas Tüchtiges gelernt, hat infolgedessen schon eine sehr gute Praxis und wird als tüchtiger Arzt und guter Mensch allgemein geachtet; er hat außerdem eine hübsche Frau und gesunde Kinder, in deren Mitte er sich äußerst wohl fühlt. Er kann wirklich nicht mehr vom Leben verlangen — aber trotzdem hat er Schmerzen, ärgert er sich. Welche politischen Schmerzen er hat, worüber sich ein Liberaler ärgert, ist so bekannt, daß wir es hier nicht auseinanderzusetzen brauchen.

Jeder Mensch hat Schmerzen, auch der glücklichste. Die Frau Doctor ärgert sich z. B., daß der kleine Bengel ihrer Freundin Anna schon laufen kann, während ihr ebenso alter Junge das noch nicht kann. Ein Bauer ärgert sich darüber, daß er bei einer Taufe dem Pfarrer eine fette Gans opfern muß, wo es ein alter Hahn seiner Ansicht nach auch schon thun würde. So hat jeder Mensch seinen Aerger, muß vielleicht, um im Gleichgewicht

zu bleiben, neben den Genüssen auch Aerger haben. Aber jeder hat seinen Aerger, seinen ganz persönlichen Aerger, der mit dem Aerger der anderen Menschen garnichts zu thun hat. Der Aerger unseres Arztes hat mit dem Aerger des Bauern nicht das Geringste zu thun, ebenso umgekehrt. Aber daran denkt unser Arzt nicht. Den Aerger, den er hat, muß seiner Ansicht nach jeder vernünftige Mensch haben, und wenn er ihn nicht hat, dann muß er ihm — angeärgert werden.

Unser Arzt begiebt sich zu dem Bauern und theilt ihm seinen Aerger mit; er erzählt ihm, daß das Volk aufgeklärt werden müsse, daß das Volk politische Freiheiten brauche, daß das Volk zu viele Steuern zahlen müsse, daß es eine Forschung, aber keinen Gott gäbe, daß die Kirche das Volk dumm mache, daß der Staat das Volk knechte u. s. w. u. s. w. Natürlich hat der Bauer für alle diese Sachen nicht das geringste Interesse, er fühlt sich ja durchaus wohl — bis auf die dumme Gans, die er dem Pfarrer beinahe alljährlich schenken muß. Aber das hilft nichts, der Bauer wird so lange bearbeitet, bis er das Erzählte alles glaubt und sich nun plötzlich über Sachen ärgert, die ihn garnicht ärgern können.

In dieser Weise arbeitet unser Arzt mit gleichgesinnten Freunden weiter, bis er einen großen Theil des Volkes „aufgeklärt“ hat. Weite Volkskreise, die sich früher nur über die harmlosesten Dinge geärgert haben, ärgern sich jetzt genau

wie ihre Berather über alle staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, schimpfen auf Alles, glauben an nichts.

Der Arzt und seine politischen Freunde, oder sagen wir gleich kurz: die Liberalen, gehen aber weiter. Jetzt werden die wirthschaftlichen Verhältnisse umgestaltet. Jetzt werden Maschinen erfunden und fabricirt, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Kanäle gebaut, jetzt wird der Welthandel ausgestaltet, die Freizügigkeit eingeführt, kurz es wird die in unseren früheren Kapiteln beleuchtete großkapitalistische Productionsweise mit allen ihren Folgezuständen eingeführt. Daß die Liberalen die Gestalter der modernen Verhältnisse sind, behaupten sie fortwährend selbst, wir brauchen also keine Beweise zu erbringen.

Die Liberalen sind nun nicht etwa glücklich — bewahre, sie schimpfen ärger als je auf die Zustände — aber sie sind doch stolz, etwas erreicht zu haben. Und sie haben viel erreicht. Sie haben auf der einen Seite durch Schaffung der wirthschaftlichen Zustände die Menschen aus ihren ruhigen, glücklichen Verhältnissen gerissen und sie direct auf die Straße geworfen, sie haben das ganze arbeitende Volk zu Arbeits-Bettlern gemacht; auf der anderen Seite haben sie dieses selbe Volk „aufgeklärt", d. h. ihm den Glauben an Gott und die Menschen genommen. Mehr kann man nicht verlangen.

Von Reue ist keine Spur. Kein Liberaler kommt mit „ernsten Gedanken", wenn ein Kanal von Berlin nach Stettin gebaut werden soll, und kein Liberaler kommt mit „ernsten Gedanken", wenn Wanderbibliotheken mit Büchern revolutionären Inhalts nach den Dörfern geschickt werden. Man sieht ruhig zu, nein, begünstigt es, daß allerhand Menschen aus ihren Familienverhältnissen gerissen, aus denjenigen Kreisen gerissen werden, die ihnen allein sittlichen Halt gewähren können, und dann zu den niedrigsten Sklavenarbeiten gezwungen werden. Und man begünstigt es, daß einem Ackerknecht, der sich absolut wohl fühlt, der also alles erreicht hat, was ein Mensch auf dieser Welt erreichen kann, revolutionäre Bücher geschickt werden, durch deren Lectüre er zum unzufriedenen Menschen wird. Man weiß genau, daß es Ackerknechte geben muß, man weiß genau, daß Leute, die „ernste Gedanken" haben, nie und nimmer als Ackerknechte thätig sein wollen, daß also ein Ackerknecht andere Gedanken haben muß, als Diejenigen, welche „ernste Gedanken" haben — und trotzdem geht man daran, die Ackerknechte „aufzuklären", ihnen dieselben „ernsten Gedanken" beizubringen, die man selbst hat! Und man weiß genau, daß Leute, die „ernste Gedanken" haben, nicht Lust haben, Frau und Kinder auf Jahre zu verlassen, um in einer fremden Gegend als verachtete, von den anständigen Elementen gemiedene „Pollaken", „Italiener" oder „Kulis" bei Kanalbauten thätig

zu sein — und trotzdem jubelt man über jedes neue „Kulturwerk“, das sich ankündigt.

Man macht erst den zufriedenen Ackerknecht zum Revolutionär, zu einem Menschen, welcher Menschenrechte verlangt — und dann reißt man diesen Menschen aus den Kreisen, die ihn achten und lieben, und zwingt ihn, in einer fremden Gegend unter fremden, lieblosen Menschen Arbeiten zu verrichten, die ihn zum Vieh erniedrigen. Aber kein Liberaler kommt bei diesem widersinnigen Handeln auf „ernste Gedanken“. —

Eins ist zu bedenken: die Liberalen haben die gegenwärtigen Zustände erkämpft — aber sie haben nie recht gewußt, was sie erkämpfen. Das entlastet sie einerseits, belastet sie aber andererseits doch wieder in hohem Maße, wer nicht genau weiß, was er will, wer nicht genau das Ziel seiner Bestrebungen kennt, nicht die Folgen seiner Thaten ermessen kann, soll bei seinem Leisten bleiben und nicht Volksführer und Volksaufklärer werden. Das ist eben das Verbrechen, daß man, ohne etwas von den Gesetzen der Volkswirthschaft zu verstehen, sich plötzlich an die Spitze des Volkes stellt und nun „führt“. Fast alle modernen liberalen Volksführer gehören zu denjenigen Menschen, die ernstlich glauben, daß die Maschinen vom Himmel fallen (s. das Kapitel „Schlechte Menschen“), die Alles glauben, was man ihnen erzählt, sobald man nur das Wort „Kultur“ oder „Freiheit“ dabei fallen läßt. Man kann die haarsträubendsten

Dinge erzählen, haben sie ein fortschrittliches Gesicht, dann sind sie gut und richtig. Ein moderner liberaler Volksführer prüft nicht, denkt nicht nach, er „führt“ nur, er meint, jeder Gebildete müsse führen können; wer ein Gymnasium oder wohl gar eine Universität besucht hat, wer, sagen wir, Medicin studirt hat, müsse auch zugleich ein tüchtiger Volkswirth sein, müsse genau wissen, was dem Gemeinwohl frommt, was ihm schadet. Jeder junge Arzt meint, ein geborener Volksführer zu sein, er klettert auf die Kommandobrücke des Staatsschiffs und „führt“ los; wie und wohin braucht er seiner Ansicht nach nicht zu wissen. Es wird einfach geführt! Wäre das Staatsschiff ein richtiges Wasserschiff, dann würde der junge Arzt die Führung auch übernehmen, er hat ja studirt. Man denke sich übrigens kurz einen jungen Arzt, an jedem Fuß sechs Hühneraugen, bei stürmischem Wetter auf der Kommandobrücke eines Lloyddampfers, dann hat man das haarscharfe Bild eines modernen liberalen Volksführers. —

Die Liberalen haben fortwährend aus Gutherzigkeit, aus Berechnung oder aus Dummheit die „Befreiung“ des Volkes von allerhand „Ketten“ versucht, und haben das Volk bei diesen Versuchen fortwährend tiefer in's Unglück gestürzt. Alle sogenannten Revolutionen, alle Aufstände, alle Krawalle, alle Auflehnungen, alle Ausstände sind Werke der Liberalen, sind Folgen liberaler Wühl- und Aufklärungsarbeit. Und bei allen diesen Vorgängen

hat das Volk bluten und ganz allein die Zeche bezahlen müssen. Da ärgert sich ein Akademiker über eine staatliche Einrichtung — sofort geht er wühlen, sofort geht er unter die Massen, wühlt sich einen Anhang zusammen und hetzt dann diesen Anhang auf den Staat. Das arme Volk wird natürlich schnell überwältigt und hart bestraft — die Herren „Freidenker" aber wühlen ungestraft weiter, kämpfen „unentwegt" für die Befreiung der Massen. Wenn die Gebildeten, die liberale Schmerzen haben, allein für ihre vermeintlichen Rechte kämpfen würden, dann könnte ihnen Niemand einen Vorwurf daraus machen, Jeder will seinen Weg frei haben — aber das thun sie ja nicht. Sobald ein Liberaler Schmerzen hat, hat er nicht seine rein persönlichen Schmerzen, sondern er hat sofort Volksschmerzen; wenn ihm ein Hosenknopf abreißt, dann ist er nicht ihm abgerissen, sondern er ist dem Volke abgerissen — und das Volk muß seiner Ansicht nach nun zur Beseitigung des Uebelstandes kämpfen. Ein liberaler Millionär, dessen Sohn nicht Officier geworden ist, betrachtet den Aerger darüber nicht als seinen rein persönlichen Aerger, sondern er nennt das sofort Volksärger. Er geht mit seinem Aerger sofort unter's Volk, erzählt einer armen Ziegeleiarbeiter-Familie, daß nicht Jeder, der die Fähigkeiten dazu hat, Reservelieutenant werden könne, der Sohn des armen Ziegeleiarbeiters also gar keine Aussicht habe, mal Officier zu werden u. s. w. Er bear-

beitet diese armen Menschen so lange, bis sie sich auch darüber ärgern, daß ihre Kinder nicht Lieutenants werden können, bis die Familie für dieses ihr „Volksrecht" eintritt und dafür dann hart bestraft wird.

So ist es immer und überall gewesen. Immer haben die Liberalen ihre persönlichen Schmerzen zu Volksschmerzen gemacht, und immer hat das arme, irregeleitete Volk für die Rechte der Liberalen kämpfen und sich selbst in's größte Unglück stürzen müssen. Das Volk ist von den Liberalen immer betrogen worden, immer haben die Liberalen mit Hülfe des Volkes nur für ihre Liberalen-Rechte, nie für Volksrechte gekämpft. Der Liberale kann garnicht für Volksrechte kämpfen, da er ja zur Erhaltung seiner Bildung, zur Erhaltung seiner ganzen Kultur das Vorhandensein einer möglichst rohen, ungebildeten, geknechteten Volksmasse fordern muß! —

Ideale.

Das Volk müsse „Ideale" haben, behaupten die Liberalen.

Wir wollen nicht widersprechen. Nur meinen wir, müßte man diese Ideale in zwei Klassen eintheilen: in Ideale, die Ideale bleiben müssen

oder bleiben können, und in Ideale, die erreicht werden müssen.

Wenn sich ein armer Tagelöhner ein Rittergut wünscht, dann mag das ewig Wunsch bleiben, wenn eine arme Schneiderin sich einen Prinzen zum Mann wünscht, dann mag das auch Wunsch bleiben, natürlich mag es auch Wunsch bleiben, wenn einer wünscht, daß Deutschland Republik werde und daß alle Soldaten abgeschafft werden. Wenn sich aber ein armer Tagelöhner einen auskömmlichen Lohn wünscht, und wenn sich eine arme Schneiderin einen einfachen, ordentlichen Arbeiter zum Mann wünscht, dann sollen diese Wünsche nicht Wünsche bleiben.

Das, was ein Mensch unbedingt zu seiner Erhaltung, zur Führung eines menschenwürdigen Daseins braucht, soll durch vernünftiges Denken und Thun fortwährend zu erreichen sein. Wer Hunger und dann den Wunsch hat, zu essen, soll, sobald er vernünftig gearbeitet hat, diesen Wunsch sofort erfüllen können; wer einen Anzug braucht und wünscht und ihn sich redlich verdient hat, soll ihn auch sofort bekommen, wenn er gebraucht wird. Wer einen gesunden Körper hat und sich im heirathsfähigen Alter befindet, soll auch zur richtigen Zeit einen passenden Lebensgenossen finden.

Ein gutes Mittagbrot, ein guter Rock, eine freundliche Wohnung, eine anständige Einrichtung, eine tüchtige Frau sollen nicht das „Ideal“ eines armen Mannes sein. Das alles soll in dem Augen-

blick, wo es gebraucht wird, da sein — wenn man seine Schuldigkeit gethan hat, um es zu erwerben.

Nachher, wenn die nothwendigen Lebensbedürfnisse befriedigt sind, kann man noch Ideale haben, und zwar so viel, wie man vertragen kann. Wer seine Lebensbedürfnisse noch nicht befriedigt hat, kann keine Ideale haben, er denkt nur an seine Tagesbedürfnisse, Tagesbedürfnisse sind aber keine Ideale.

Deshalb sind die „idealen" Bestrebungen der liberalen Volksfreunde so entsetzlich dumm und niederträchtig, weil von Menschen, die nicht satt zu essen haben, verlangt wird, daß sie politische und religiöse Ideale haben, und weil von denselben Menschen verlangt wird, daß sie selbst ihre nothwendigen Tagesbedürfnisse als Ideale ansehen, für die wie für wirkliche Ideale gekämpft werden muß. —

Erst für Alle das, was kein liberaler „Idealist" vermissen möchte: Brot, Kleidung, Wohnraum und Möbel. Dann Ideale. So lange Zustände herrschen, bei denen für die große Volksmasse ein g u t e s M i t t a g b r o t ein Ideal ist, so lange ist derjenige ein Volksbetrüger, der mit politischen und religiösen Idealen kommt. —

Kunst.

Die Liberalen wollen dem Volke auch Kunstgenüsse verschaffen. Sie verlangen, daß der Staat die Kunst fördere, die ausübenden Künstler in ihrem Schaffen unterstütze, und sie verlangen, daß der Staat durch Einrichtung von Kunstsammlungen, durch Errichtung von Kunstbauten und Denkmälern u. s. w. dem Volke Gelegenheit gebe, seinen Kunstsinn zu bilden.

Wir halten nichts von diesen Kunstbestrebungen. Die Kunst, wie sie im modernen Staat ausgeübt wird, wirkt mehr verrohend als bildend auf die Massen.

Sehen wir uns das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms in Berlin an. Da mußte zuerst ein Fundament, die Ueberbrückung eines Kanals bildend, gebaut werden; an diesem Fundament allein ist beinahe ein Jahr lang gearbeitet worden. Haben die armen Steinsprenger und Steinarbeiter, welche die großen Sandsteinblöcke aus den Felsen gesprengt und dann geschnitten und behauen haben, etwa einen Kunstgenuß gehabt? Haben die armen Schiffer oder Bahnarbeiter, welche die schweren Steine nach Berlin transportirt haben, einen Kunstgenuß gehabt? Haben schließlich die armen Arbeiter, welche das Fundament unter den größten Mühen aufgeführt haben, einen Kunstgenuß gehabt? Wir meinen, alle diese Arbeiter haben mit der größten Unlust gearbeitet, haben bei ihren rohen Arbeiten

geflucht und geschimpft und sich über zu niedrige Löhne geärgert. — Bei der Aufstellung des Säulenganges ist es ähnlich zugegangen; auch hier war erst eine Unmenge rohester Vorarbeiten nöthig, und auch hier waren bei der Aufstellung und Mauerung auch wieder theils ganz rohe, theils gewöhnliche Handwerksarbeiten nöthig. — Einen Kunstgenuß haben nur die wenigen betheiligten Künstler gehabt. Die Künstler, welche das Ganze erdacht und modellirt haben, haben tief menschlich gefühlt, haben mit Lust und Liebe, mit Einsetzung ihrer ganzen Kraft gearbeitet. Sofort nach Fertigstellung der Modelle zu einem modernen Kunstwerk hört aber der Kunstgenuß auf; die Arbeit, die dann kommt, ist, wenn sie nicht direkt roh ist, so furchtbar eintönig und langweilig, daß von einem Kunstgefühl, von einem höheren Empfinden dabei keine Rede sein kann. Wir erinnern nur an das minutiöse Punktiren beim Feststellen der Gesichtslinien oder sonstiger Linien eines Bildwerks, auf deren genaue Modellähnlichkeit es ankommt. Alle Arbeiten an einem Denkmal sind, nachdem der ausübende Künstler seine Modelle fertig hat, entweder die denkbar rohesten, oder solche Arbeiten, die man nur als feinere oder gröbere Handwerkerarbeiten bezeichnen kann. Wir wissen nicht genau, wieviel Künstler an dem Nationaldenkmal gearbeitet haben, auch nicht, wieviel Arbeiter, von der Steinbrucharbeit an gerechnet. Sagen wir zehn Künstler und tausend Arbeiter. Zehn Künstler haben vielleicht

drei Jahre lang schön menschlich empfunden, also reine Freuden gehabt, tausend Menschen haben aber dafür die rohesten und langweiligsten Arbeiten verrichten müssen. Zehn Menschen haben bei der Sache dann noch tüchtig verdient und sind mit Ehren überhäuft worden, tausend Menschen dagegen haben nach Fertigstellung der Arbeit den bekannten Fußtritt bekommen. — So ist es auch bei all' den großen Bauten 2c.; einige wenige Künstler und Architekten haben Schaffensfreude, Tausende von armen Handwerkern und Arbeitern dagegen sind gezwungen, rohe oder langweilige Robotarbeiten zu verrichten. —

Aber der Arbeiter hat doch nachher einen Kunstgenuß! Er kann sich an den schönen Linien des fertigen Werkes erbauen! — Wir wissen genau, daß alle derartigen Kunstwerke nachher von der Menge, von der gebildeten sowohl wie von der ungebildeten, lediglich begafft werden; von einem reinen Genießen ist dabei nie und nimmer die Rede. Man beobachte außerdem mal, wie achtlos die Menschen acht Tage nach der Fertigstellung oder der Enthüllung eines Kunstwerks an diesem Kunstwerk vorübergehen. —

Der Anblick großer, pomphafter Menschenwerke wirkt nie veredelnd auf den Menschen. Der Anblick des Meeres, der Gebirge erhebt ihn, wie Alles, was Naturdarbietungen sind — aber von Menschenwerken wirken auf den Menschen nur die kleinen,

bescheidenen, anspruchslosen, rührenden wirklich veredelnd.

Vor Allem aber wirkt das auf den Menschen, was er selbst schafft! Ein Künstler erhebt sich nicht an den Werken anderer Künstler, sondern in erster Linie an seinen Werken; sein Schaffen erhebt ihn, sein Empfinden beim Schaffen beglückt ihn. Nun, seien wir doch alle Künstler, welche mit Lust und Liebe irgend etwas schaffen; was, ist vollständig gleich, wenn man nur dabei Schaffensfreude hat! Ein Kind, das sich ein Puppenkleid näht, hat dabei eine Schaffensfreude, die uns viel größer erscheinen will, als diejenige, welche der Bildner des Nationaldenkmals gehabt hat. Und dieselbe Schaffensfreude hat jeder Handwerker, jeder gewöhnliche Arbeiter, sobald er mit Lust und Liebe arbeitet. Künstlerisch schaffen heißt weiter nichts, als sein Herz mit in die Arbeit geben; nun das kann doch ein Jeder — sobald vernünftige sociale Zustände herrschen, sobald keine rohen Robotarbeiten mehr, sondern nur noch nothwendige Arbeiten verrichtet werden.

Die Menschen brauchen gar keine sogenannte Kunst; keine besonderen Menschen, welche sich Künstler nennen. Sie können alle ihre Bauten, ihre Möbel 2c. 2c. in der denkbar einfachsten Form herstellen, weil sie ja nicht anderen Leuten, sondern nur sich einen Genuß verschaffen wollen, und weil sie ja diesen Genuß in höchstem Maße haben, wenn sie mit Freudigkeit und mit Ansetzung ihres ganzen

Könnens an's Werk gehen; ob ihre Werke dann Kunstwerke sind oder nicht, ist ja gleich, wenn sie nur den Schaffenden als Kunstwerke erscheinen. Natürlich verlangt jeder Mensch, daß seine Mitmenschen seinem Schaffen Anerkennung zollen; jeder Mensch will zweimal genießen: einmal beim Schaffen, dann bei der Vorzeigung des Geschaffenen. Nun, diesen Doppelgenuß hat doch jeder mit Begeisterung arbeitende Mensch. Ein Kind, das eine Arbeit gut verrichtet hat, hat Schaffensfreude gehabt und wird nachher gelobt; ein Schuhmacher, der einen wirklich guten Stiefel geliefert hat, hat Schaffensfreude gehabt und wird bei der Ablieferung seiner Arbeit auch belobt; eine Hausfrau, die ein gutes Mittagessen gekocht hat, hat ebenfalls Schaffensfreude gehabt und wird auch belobt. Jeder Mensch, der eine Arbeit, und wenn es die allergeringste gewesen ist, mit Hingebung des ganzen Menschen verrichtet hat, hat Schaffensfreude gehabt, ist Künstler gewesen, hat genau wie ein Künstler gefühlt, und jeder Mensch, der so mit ganzem Herzen gearbeitet hat, wird nachher wie ein Künstler gelobt werden.

Wenn es mal passirt, daß Jemand für seine einfache Arbeit keine Anerkennung findet, dann ist das nicht so schlimm — den Künstlern passirt das mit ihren Kunstarbeiten ziemlich oft, und trotzdem leben sie,

Wozu also besondere Künstler?! Wozu einige Dutzend Herzarbeiter — und dann nur noch Mil-

lionen von Robotarbeitern und Kunstgaffern?! — Lauter Herzarbeiter! lauter Künstler!

Die Menschen brauchen keine himmelstrebenden Thürme, keine Kunstbauwerke, keine Denkmäler, sie kommen mit den allereinfachsten öffentlichen Bauten aus und fühlen sich in den allereinfachsten Landhäusern am wohlsten. Auch zur künstlerischen Anregung brauchen die Menschen keine Kunstbauten 2c., die Künstler holen sich ihre Anregung in Flur und Wald und bei schönen Menschenkindern. Die Natur bietet dem Menschen so viele Schönheiten, daß er nicht nöthig hat, noch extra Anregungen zu bauen,

Die Anregung, Anleitung zu allem Schönen giebt die Natur; der Mensch hat nur nöthig, natürlich, d. h. vernünftig-social zu leben und dann mit Lust und Liebe zu arbeiten. —

Ein geradezu verbrecherisches Beginnen ist es, dem einfachen Mann denselben Kunstsinn beibringen zu wollen, den man selbst hat. Gewiß ist eine Dame der modernen gebildeten Gesellschaft schön anzuschauen; ihre ebenmäßige Gestalt, ihre schönen Bewegungen, die Art, wie sie sich kleidet, wie sie beim Gehen die Röcke hochnimmt, wie sie spricht, wie sie kokettirt, lacht, — gewiß übt das alles einen berückenden Zauber auf feingebildete Männer aus. Was fühlt und ahnt nicht alles ein feingebildeter, kunstverständiger Mann, wenn er nur zwei Finger breit vom weißen Unterrocke eines

schönen Kindes sieht, oder nur das Rauschen steifer, gestärkter Unterröcke vernimmt! Aber das ist doch nichts fürs Volk! Nichts für den rohe Arbeiten verrichtenden Arbeiter oder Landmann! Würde das Volk denselben Kunstsinn haben, wie die Gebildeten, es würde sich namenlos unglücklich fühlen. Man denke sich eine Bäuerin, welche mit demselben Kunstsinn begabt ist, wie eine Dame der gebildeten Gesellschaft, und dazu dann einen Bauersmann, der den Schweinestall ausräumt und natürlich so aussieht und solche Bewegungen macht, wie es beim Schweinestall-Ausräumen nöthig ist. Würde sich nicht die feingebildete, kunstsinnige Bäuerin über ihren Mann entsetzen? Oder umgekehrt, man denke sich einen fein gebildeten Bauer und dazu dann eine Bauersfrau, welche den Schweinestall ausmistet. Würde hier nicht der Bauer Ekel vor einem so unappetitlichen, schmutzigen, ungestalteten Wesen empfinden? Vor allen Dingen würden Menschen, die Kunstsinn haben, eine solche rohe Arbeit gar nicht mehr verrichten wollen, genau wie Damen der gebildeten Kreise nicht Lust haben werden, einen Schweinestall auszuräumen und sich dabei von Herren ihrer Gesellschaft betrachten zu lassen. Eine gebildete Dame geräth schon in die größte Verlegenheit, wenn sie hinter einem Pferdebahnwagen herlaufen muß und dabei von Herren beobachtet wird; sie weiß, daß ihre Bewegungen dabei nicht mehr so kunstvollendet sind, wie es feingebildete Männer verlangen, und schämt sich deshalb.

In dem Augenblick, wo es gelingt, das Volk kunstsinnig zu machen, ihm Verständniß für wirklich schöne Bauten, schöne Gemälde, schöne Musik beizubringen, in dem Augenblick gewinnt es auch Verständniß für schöne Menschen, schöne Haltungen, schöne Bewegungen, schöne Kleider u. s. w. Da es aber dabei seine rohen Arbeiten weiter verrichten muß, also weiter unkünstlerische Bewegungen machen und weiter unkünstlerisch gearbeitete Kleider tragen muß, so verwünscht es schließlich ein Dasein, das es zwingt, schön zu empfinden und roh zu handeln.

Glücklicherweise gelingt es den Gebildeten nicht, das Volk kunstverständig zu machen; das arbeitende Volk geht theilnahmslos an allen Kunstschöpfungen der Gebildeten vorüber.

Man hat nur nöthig, für vernünftige sociale Zustände zu sorgen. Sind diese da, dann arbeitet jeder im Volk mit Lust und Liebe, dann giebt es lauter Herzarbeiter, lauter angehende Künstler. Und aus einem so arbeitenden Volke heraus mag sich dann eine höhere Volkskunst ringen, eine Kunst, die vom Volksherzen kommt und zum Volksherzen geht. Nur, was sich das Volk selbst macht, hat Werth für das Volk; die Spiele, die es selbst ersinnt, die Trachten, die es selbst erfindet, die Haus- und Möbelverzierungen, die es selbst mühsam darstellt, die Umgangsformen, die es selbst findet, kurz alles, was dem Volksleben entspringt, hat Werth für das Volk. Das Volk hat sein eigenes Empfinden, genau wie die Gebildeten ihr eigenes

Empfinden haben. Wer dem Volke in dieser Hinsicht dienen will, der muß erst das Volksempfinden studiren und dann mit der größten Vorsicht versuchen, eine Veredelung vorzunehmen. Das ist aber so schwer, daß es rathsamer ist, lediglich für die Aufbesserung der socialen Lage des arbeitenden Volkes zu sorgen und dann abzuwarten, was das Volk selbst aus sich machen wird. —

Die moderne Kunst ist die Kunst der Gebildeten, sie hat mit dem Volke nur insofern etwas zu thun, als sie das Volk zwingt, rohe Robotarbeiten zu verrichten.

Unsere Theorien und die Naturforschung.

Es ist für uns vollständig gleich, ob der Mensch sofort als Mensch, als höheres Wesen, ohne Vorstufen, auf der Erde erschienen ist, wie es die Bibel behauptet, oder ob er sich aus irgend einem „Urschleim" entwickelt hat, wie es die Naturforschung annimmt.

Wir sagen: ohne Mehrarbeit kein Mehrgenuß! Ist der Mensch von einem Gott gleich so hingestellt worden, wie er sich heute körperlich darbietet, dann hat er selbst mehr arbeiten müssen, um das zu erreichen, was er vielleicht mehr als dieses ursprüngliche Gottwerk ist. Ist der Mensch dagegen ursprünglich nur ein „Urschleim" gewesen, entstammt

er mit den Pflanzen und Thieren einem Urkeim, dann ist das Mehr, das er jetzt gegen den Urschleim darstellt, das Produkt von Mehrarbeit.

Man denke sich den Urschleim als ein winzig kleines Gefäß und die Kraft dieses Urschleims als die Füllung dieses Gefäßes. Irgend ein entwickelteres Thier denke man sich dann als ein bedeutend größeres Gefäß und die Kraft dieses Thieres als die Füllung dieses Gefäßes. Den Menschen schließlich denke man sich als eine riesig große Tonne und seine Kraft als die Füllung dieser Tonne. Die Herstellung des kleinen Urschleimgefäßes macht nur sehr wenig Arbeit, ebenso wenig Arbeit macht die Füllung dieses Gefäßes. Da der Urschleim mit sich selbst so entsetzlich wenig Arbeit hat, unterhält er sich damit, daß er sich fortwährend fortpflanzt. Das Urschleimleben ist schließlich weiter nichts, als ein ewiges Heirathen: ein Weibchen, das eben noch Baby war, ist im Umdrehen schon Urgroßmutter. Jetzt möchte der Urschleim nun aber etwas Höheres werden, er schämt sich eines Tages, „auf einer so niedrigen Stufe der Entwickelung zu stehen.“ Er „entwickelt“ sich nun zu einem entwickelteren Thiere: Hund, Katze oder dgl. Natürlich macht das Arbeit. Zuerst muß ein viel größeres, in diesem Falle ein milliardenmal größeres Gefäß gebaut werden und fortwährend in gutem Zustande erhalten werden; dann muß dieses große Gefäß gefüllt werden. Das macht Beides enorme Arbeit. Dieses höher entwickelte Thier kann sich nun nicht

mehr bloß um seine Fortpflanzung kümmern; hat es als Urschleim täglich sagen wir fünf Milliarden Neuwesen in die Welt gesetzt, so hat es nun nur noch Zeit, vielleicht alle Jahre zehn Neuwesen zu produciren. Die übrige Zeit braucht es, um seine höheren Bedürfnisse zu befriedigen, d. h. um seinen großen Behälter täglich zu füllen, und dann, um die Nachkommen groß zu ziehen, d. h. um neue große Behälter zu fabriciren. Nachdem der Spaß gelungen ist, geht der ehemalige Urschleim immer weiter und wird schließlich Mensch, wird das, was nachher in die Kirchenbücher als Anna Müller oder Wilhelm Lehmann eingetragen wird. Jetzt giebt es natürlich kolossale Arbeit. Zuerst muß die riesig große Tonne, das Menschengefäß fabricirt werden; schon die Vorarbeiten dazu, schon ein einziger Kuß kostet mehr Arbeit, als früher beim Urschleimleben die Fertigstellung von einigen Milliarden Lebewesen. Die Fertigstellung des ganzen Gefäßes ist mit Verlobung und Hochzeit nicht unter zehn bis elf Mondmonaten zu erreichen. Dann die Füllung!! Wie schnell ist ein Urschleimwesen erzogen, wie schnell ist schließlich auch ein höher entwickeltes Thier: ein Hund, eine Katze, erzogen — und wie lange hat man zu arbeiten, ehe eine neue Menschentonne so gefüllt ist, daß sie ohne Beistand weiterleben kann! Wie lange dauert es, ehe so ein Menschengefäß wirklich Mensch wird!

Ueberall bei Mehrgenuß auch Mehrarbeit. Die Herstellung eines höheren Lebewesens kostet enorme

Arbeit und die Erziehung kostet noch mehr Arbeit. Immer, wenn eine neue, höhere Stufe der Entwickelung erklettert werden sollte, mußte erst mit vieler Mühe ein neues Gefäß hergestellt werden, und mußte nachher das neue Gefäß mit vieler Mühe gefüllt werden. Und voll muß ein Gefäß immer sein; ein Menschengefäß verkommt, verthiert sofort, sobald man es nicht füllt, nicht durch sorgfältige, mühevolle Erziehung zu dem macht, was es seinem Namen nach, d. h. seiner Gefäßgröße nach sein will. Daß den Menschen bei der Herstellung des Menschengefäßes sowohl wie bei der Füllung desselben nichts geschenkt wird, weiß man genau; die Herstellung eines neuen Menschen kostet immer dieselbe Arbeit, und die Füllung desselben kostet auch immer dieselbe Arbeit.

Auch kann ein Menschengefäß, wenn es fertig zum Allein-Weiterleben ist, nicht leben wie Gefäße einer niedrigeren Stufe. Der Mensch braucht Wohnraum, Möbel, Kleidung, Menschennahrung und allerhand Anregungen. Und je gebildeter er ist, je mehr Füllung er erhalten hat, je feiner muß sein Wohnraum, müssen seine Möbel, muß seine Kleidung, muß seine Nahrung sein, und je besser muß seine Anregung sein.

Der Mensch hat sich, wenn er aus einem Urschleim hervorgegangen ist, selbst gemacht. Jedes Stückchen Menschengefäß hat seinen Schweiß gekostet, jedes Stückchen Füllung hat seinen Schweiß

gekostet und jedes Stückchen Erhaltung des Erreichten hat seinen Schweiß gekostet.

Unsere Ansicht kann eine irrige sein. Aber wir meinen, gerade unsere Ansicht müßte auch die Ansicht der modernen Forscher sein. Umgekehrt müßte die Sache liegen: wir müßten an überirdische Vorgänge glauben; wir müßten es für möglich halten, daß etwas für den Menschen durch Mithülfe von Göttern geschieht, und die modernen Forscher müßten dann lachen und sagen: Es giebt nur ein Naturgesetz, nur ein Gesetz, nach dem sich Alles im Weltenraum bewegt, es giebt nur eine Kraft im Weltenraum, nur eine Kraft, die nach einem Gesetz wirkt. Ob Sonnenstrahl, ob Menschenstrahl, beide mußten erzeugt werden und beide können nur die ihnen inne wohnende Kraft ausgeben, und beide müsses Alles, was sie erreichen wollen, selbst erreichen. Zur Herstellung eines Sonnenstrahls muß so und soviel Sonnenkörper verbrennen, muß so und soviel Sauerstoff verzehrt werden —und wenn dieser Sonnenstrahl in Thätigkeit tritt, kann er nur diejenige Kraft von sich geben, die er hat, kein anderer Sonnenstrahl unterstützt ihn, giebt ihm Kraft ab, damit er selbst faullenzen kann. Der Mensch ist auch nur todte Naturkraft, wie ein Sonnenstrahl, auch er muß hergestellt werden wie ein Sonnenstrahl, und auch er kann nur seine Kraft ausgeben, auch ihm helfen keine anderen „rohen" Kräfte. Alle Kräfte sind „roh" und ohne Willen, der menschliche Wille

ist auch nur eine „rohe“ Kraft, die selbst wieder keinen Willen hat; es giebt in der Natur nur „rohe“, d. h. Naturkräfte, die alle nur in Höhe ihres Kraftquantums wirken und sich niemals gegenseitig unterstützen, sich niemals zu Sklaven einer Mitkraft machen lassen.

So müßten, wie gesagt, die Gelehrten denken, und Diejenigen, die der Meinung sind, daß unter der Riesenkraft, welche im Weltenraum thätig ist, der Fingerhut voll Kraft, die sich Mensch nennt, eine ganz besondere Stelle einnimmt, eine Kraft ist, die sich alle anderen Kräfte unterthan machen kann — Diejenigen, sagen wir, müßten wir sein.

Daß es umgekehrt liegt — das ist es, was wir absolut nicht verstehen. —

Was wir wollen.

Wir wollen nichts Neues. Wir haben uns nicht hingesetzt und eine neue Gesellschafts-Ordnung ausgeklügelt; was wir verlangen, ist das, was verlangt werden muß und was von vernünftigen Menschen immer verlangt worden ist.

Wir befinden uns in wirthschaftlichen Fragen auch garnicht im Gegensatz zu anderen Parteien. Jede Partei will wirthschaftlich dasselbe, was wir wollen; wir wollen allen Parteien, von den

Anarchisten bis zu uns, auf Wunsch sofort zeigen, daß sie, wenn sie für das Gemeinwohl kämpfen, wirthschaftlich genau so vorgehen müssen und werden wie wir. Daß unsere wirthschaftlichen Ansichten bekämpft werden, hat seinen Grund darin, daß unsere Gegner absolut nicht wissen, wohin ihre Wege führen, daß sie sich noch nie die Mühe gegeben haben, über die Konsequenzen ihrer Forderungen nachzudenken.

Welthandel, Großstädte und Alles, was mit ihnen zusammenhängt, hören sofort auf, sobald die wirthschaftlichen Forderungen unserer Gegner durchgesetzt werden. Auch der freieste „Freisinn" kämpft gegen den Welthandel! Der „Freisinn" verlangt ein allmähliches Gleichwerden der Lebensbedingungen auf dem ganzen Erdenrund, und er vertröstet die deutschen Landwirthe schon jetzt auf die Zeiten, wo der Amerikaner oder Indier gezwungen ist, Getreide 2c. genau so theuer zu produciren, wie der deutsche Landwirth. Daß in dem Augenblick, wo überall gleich hohe Löhne gezahlt werden, kein Produkt demselben Produkt einer anderen Gegend wegen der hinzukommenden Transportkosten mehr Konkurrenz machen kann, der Welthandel also sofort aufhören muß — daran denkt kein Freisinniger.

Wir unterscheiden uns von allen anderen Parteien dadurch, daß wir zum ersten Mal versucht haben, festzustellen, was überhaupt auf dieser Welt erreicht werden kann.

Wir haben uns zuerst gefragt: Giebt es einen Fortschritt? Haben die Menschen etwas von ihren Erfindungen und Entdeckungen? Wir sind zu einer verneinenden Antwort gekommen. — Wir verlangen nicht, daß man unsere Ansichten theilt, aber wir glauben, so viel zur Rechtfertigung unseres Standpunktes gesagt zu haben, daß jeder ehrlich Kämpfende sich gezwungen fühlen müßte, dieser Frage näher zu treten.

Dann haben wir uns gefragt: Kann Deutschland so viel Nahrung produciren, um alle seine Bewohner gut zu ernähren? Wir haben gefunden — unsere Gegner übrigens auch — daß Deutschland nochmal so viel Bewohner ernähren könnte.

Hierauf haben wir uns mit allen übrigen Fragen beschäftigt, und sind hier zu den in unseren Schriften niedergelegten Ansichten gelangt.

Wir sind keine Phantasten, keine Utopisten, wir wissen genau, daß sich eine allgemeine Glückseligkeit nie erreichen läßt, daß sich nur der kleinste Theil des gewollten Guten durchsetzen läßt, daß die Menschen immer wieder in den Sumpf zurückfallen, aus dem man sie eben herausgezogen hat, und daß, wenn etwas erreicht worden ist, fortdauernd gekämpft werden muß, um das Erreichte zu erhalten.

Es läßt sich beim besten Willen nur so viel erreichen, daß es den Menschen — allen Menschen — leidlich gut geht. — Jeder Schritt auf unserem

Wege führt zu besserern Verhältnissen; dadurch unterscheiden wir uns in unseren Forderungen so vortheilhaft von allen Anderen, daß wir keine plötzlichen Umwälzungen, sondern einfache Gesetze verlangen, die das Volksganze in andere Bahnen zwingen, so zwingen, daß man von einem anderen Kurs kaum etwas merkt. —

Viele Parteien wünschen nur eine politische Umwälzung, eine Aenderung in den Machtverhältnissen; mit diesen Parteien über wirthschaftliche Fragen zu streiten, ist unnöthige Arbeit. Viele Parteien kämpfen aber für wirthschaftliche **und** politische Aenderungen; diesen Parteien möchten wir empfehlen, zuerst für das leibliche Wohl des Volkes zu sorgen, und dann, wenn dies erreicht, zu versuchen, ihre weiteren Forderungen durchzusetzen.

Es mag schwer sein, eine herrschende Partei zur Aenderung ihrer wirthschaftlichen Ansichten und zur Inangriffnahme wirthschaftlicher Reformen zu bewegen, **noch schwerer aber ist es, eine solche Partei zu stürzen.** Das sollte doch jedem klar sein. In Deutschland beständen längst erträgliche Verhältnisse für Alle, wenn man die Zeit, die man zum „Stürzen" der Herrschenden aufgewendet hat, dazu benutzt hätte, den Herrschenden immer und immer wieder vernünftige Vorschläge zu machen. —

Wir sehen in dem modernen Leben kein besonderes

Leben, keine Neugestaltung der menschlichen Beziehungen, kein Etwas, das ganz besonders beurtheilt und angefaßt werden muß, sondern lediglich einen durch zu häufige Vornahme falscher Handlungen hervorgerufenen unerträglichen Zustand. Die Menschen sind nicht plötzlich etwas Besseres geworden, sie sind dem Himmel nicht plötzlich näher gekommen — sie sind genau noch so dumm und hülflos wie früher. Es ist immer bei allen Völkern eine Zeitlang erträglich zugegangen, dann sind immer und überall Dummheiten gemacht worden — und eines Tages sind immer und überall wieder Einrenkungen vorgenommen worden. Vor jeder solchen Einrenkung ist dann, genau wie jetzt wieder, von allerhand Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von Menschenglück und ähnlichem Zeug geredet worden. Die Völker stehen jetzt wieder nicht vor einer Umwälzung, nicht vor einer Erlösung, nicht vor einer neuen Erkenntniß, sondern einfach wieder vor einer harmlosen Einrenkung, vor einer vorzunehmenden Aenderung des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage. Ist diese Aenderung vollzogen, überwiegt eines Tages wieder die Nachfrage das Angebot, und hat man in Deutschland damit wieder natürliche Verhältnisse, dann ist es auch sofort zu Ende mit den modernen Krankenstuben-Phantasien der Deutschen: Kommunismus, Anarchismus, Bodenreformerei, „moderner Völkergeist“, „ethische Kultur“ u. dgl. m. — Unser Einrenkungs-Vorschlag geht in der Hauptsache dahin,

die Eingangszölle nach und nach zu erhöhen und gleichzeitig die Arbeitszeit in Stadt und Land zu kürzen.

Weniger kann man nicht verlangen. Daß sich unsere Gegner vor diesem Mäuschen einer wirklichen Forderung so entsetzen, beweist, daß es ihnen mit ihren Bergen von Forderungen nie Ernst war. —

Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Str. 15/16.

Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Str. 15/16.

Altkonservativ Versuch einer Zusammenstellung und Begründung altkonservativer Forderungen

Bd.: 2

1898